Alexander Dumas

Deutsch

von

Wilhelm Ludwig Wesché.

181. Theil.

Vierter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Ch. E. Kollmann.
Wien,
bei Mittendörfer, Siegel und Kollmann
Wollzeile Nr. 263.

# Alexander Dumas

# Schriften.

Deutsch

von

Wilhelm Ludwig Wesché.

181. Theil.

Leipzig, 1851.
Verlag von Chr. E. Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

# Reise

nach

# Tanger, Algier und Tunis.

(Fortsetzung der Reise nach Spanien.)

Von

**Alexander Dumas.**

Aus dem Französischen übersetzt

von

**Dr. Ernst Susemihl.**



Vierter Band.

Leipzig, 1851.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

# Reise

nach

# Tanger, Algier und Tunis.

---

Vierter Band.

## Der General Bedeau.

Der General Bedeau, einer von den Männern, die einen thätigen und ruhmvollen Antheil an diesem großen Ereigniß genommen, einer von den Glücklichen, die Combes sterbend beneidete, weil sie den Sieg überlebten, war in dem Augenblick, als wir ankamen, Gouverneur von Constantine.

Ich kannte den General Bedeau nicht persönlich, aber ich hatte vom Herzog von Orleans so oft von ihm reden hören, daß ich ihn, ohne ihn zu kennen, und nach der Schätzung des Prinzen nach seinem Werthe achtete.

Der General Bedeau war einer von den Männern, vor welchen der Herzog von Orleans eine hohe Achtung hatte. Diese Männer waren selten, und die Bevorzugten von so biederem Geiste und so loyalem Herzen durften stolz auf diese Vorliebe sein.

Mit einer Empfindung, die sich fast dem Respect näherte, präsentirte ich mich also im Palaste des Gouvernements. Der General war von meiner Ankunft benachrichtigt; er kannte mich aus derselben Quelle, woher ich ihn kannte, denn der Herzog von Orleans hatte nicht nur mit mir von ihm, sondern auch mit ihm von mir gesprochen.

Unsre Bekanntschaft war bald gemacht, denn sie ging unter den Auspicien jenes Todten vor sich, den wir Beide so sehr geliebt hatten. Dann rief der General zwei Officiere seines Generalstabes, Boissonnet und Sade, übergab mich ihren Händen und sagte:

„Meine Herren, ich vertraue Ihnen meinen Gast an; der Palast, die Pferde, die Waffen, Alles ist sein. Sie haben jetzt keinen andern Dienst, als ihm Constantine und die Umgebung zu zeigen."

Die beiden Officiere, welchen mich der General Bedeau auf so höfliche Weise empfahl, waren zwei reizende Gesellschafter von sechs und zwanzig und dreißig Jahren, die Arabisch sprachen, wie die Eingebornen, und Constantine zugleich als Dichter, als Philosophen und Geschichtsforscher studirt hatten.

Ich werde mich nicht auf die Beschreibung der Stadt einlassen, jede Beschreibung ist langweilig. Wie sollte ich auch dieses Netz von Straßen beschreiben, diese Mischung römischer Alterthümer mit modernem Mauerwerk, in deren Mitte sich die seit der Einnahme errichteten riesenhaften Werke erheben? Wie sollte ich diese über den Abgründen schwebende Hochebene, dieses Adlernest auf der Höhe

des Felsen schildern? Wenn kaum Bleistift oder Pinsel zu diesem Bilde hinreichen, hat die Feder Unrecht, es zu versuchen.

Am Abend stellte mich Bedeau den vornehmsten Personen der Stadt vor: es waren die Nachfolger derselben Männer, die dem General Roulhières am Tage der Einnahme von Constantine entgegen gegangen waren. Ben-Adjouz befand sich unter ihnen.

Einer von ihnen kannte mich dem Namen nach. Es war ein Dichter, der eine Rolle in der Hand hielt. Auf dieser Rolle standen Verse, an seinen Collegen aus dem Abendlande gerichtet.

Folgendes ist die wörtliche Uebersetzung dieser Verse:

„Sidi-Mohammed-el-Chadeli, Kadi des arabischen Büreau an Alexander Dumas."

„Das einzig dauernde Glück für den Menschen liegt in der Wissenschaft und in der Anwendung, die er von dieser Wissenschaft macht. Wisse, wer sie besitzt, erhebt sich dadurch über die anderen Menschen."

„Alexander Dumas kennt die schönen Künste, er besitzt die Wissenschaft, sie zeigt sich in seinen Schriften, und der Ruhm, den er dadurch erlangt, das Gute, welches er dadurch gethan, hat ihn berühmt gemacht."

„Er hat unsre Stadt besucht; er sei willkommen. Wenn er uns verläßt, möge er die Erinnerung an uns und an unsre Achtung mitnehmen, und Gott, der Austheiler alles Guten, wolle ihm die Belohnung gewähren, die er verdient."

Unter diesen ernsten Notabeln der Stadt Constantine

befand sich ein Franzose, der in seinen Gewohnheiten, seinen Sitten und seinem Kostüm mehr arabisch geworden war, als die Araber selbst. Er lud uns auf den folgenden Tag zu einer Partie ein. Nur die anderen Herren nahmen die Einladung an; ich blieb zurück, um mir noch mehr aufzuzeichnen. Der General Bedeau stellte sogleich Allen Pferde zur Verfügung.

In Algerien ist ein einziger, eingeborner Volksstamm vorherrschend, nämlich der Berberische.

Zwei Branchen gehen von diesem Stamme aus und geben die Kabylen und die Chaouias.

Die Kabylen sind die Gebirgsbewohner des Norden, durch die Einfälle der Römer, der Vandalen und Araber in diese Gebirge zurückgedrängt. Dort sind sie geblieben und haben ihr Asyl zu ihrem Vaterlande gemacht.

Diese Menschen sind niemals unterworfen worden, und noch heutiges Tages sind sie es, welche uns den hartnäckigsten und entschlossensten Widerstand leisten.

Die Chaouias sind die südlichen Gebirgsbewohner, die, durch dieselben Einfälle in diese Gebirge zurückgedrängt, wieder heruntergekommen sind und nach und nach die Ebene wieder erobert haben.

Die Sprache ist dieselbe, aber die Sitten sind verschieden.

Die Kabylen wohnen in Häusern, und zwar aus zwei Gründen; erstens wegen des wenigen Terrains, welches sie besitzen, und welches ihnen nicht erlaubt, Nomaden zu sein, zweitens weil es auf dem Gebirge kälter ist.

Die Chaouias sind auf die Ebene heruntergekommen und wohnen wieder in Zelten.

Zu diesen beiden gesonderten Branchen müssen wir hinzufügen, was noch von den drei großen Einfällen, der römischen, der vandalischen, der arabischen, übrig ist.

Nur wenige Familien haben die römischen Ueberlieferungen bewahrt. Die Bel-Hocein zum Beispiel behaupten, von den alten Eroberungen abzustammen.

Der Ursprung der Melk, nämlich jener nur für einzelne Personen bestimmten Besitzungen, scheint sich bis zu jener Epoche hinaufzuerstrecken.

Die gallischen Legionen im römischen Sold haben Druidendenkmäler zurückgelassen.

Von dem Einfalle der Vandalen ist Nichts übrig geblieben und man sucht vergebens die Spuren davon.

Der arabische Einfall ist noch heutiges Tages so lebendig, wie an dem Tage, wo er stattfand.

Die Araber, die in dem Zeitraum eines Jahrhunderts, von 700 bis 800, die Eroberung Afrika's vollendet hatten, sind noch immer die Herren des Landes. Die Türken aber, welche die ganze Regentschaft eroberten, nachdem sie von der Bevölkerung zur Hülfe gerufen worden, hatten auch sie dienstbar gemacht.

Uebrigens können die Türken nicht als ein Stamm betrachtet werden, da sie sich niemals unter sich fortgepflanzt haben.

Die Türken riefen die großen arabischen Familien zu sich, heiratheten ihre Töchter, indem sie ihnen eine Mitgift von vierzig Sous gaben; aber sie schlossen die Kin-

der aus dieser Ehe, die sie Kuluglis nannten, von aller Herrschaft aus, so daß der Hudjiack von Algier seinen ganzen Einfluß behielt.

Das Wort Hudjiack bedeutet vermöge einer Verdrehung die Regierung, heißt aber eigentlich die Nation des Soldaten. Wenn man den Janitscharen ihre Nation verweigerte, war es das Signal zum Umsturze des Staates.

Man rekrutirte die Miliz in den Straßen von Stambul und die Wahl zur Herrschaft war fast immer blutig, denn es gab einen Tag, wo sieben Beys ermordet wurden.

Unter diesem ursprünglichen Stamme, dem der Berber, der heutiges Tages, wie bereits erwähnt, in Kabylen und Chaouias, in Bewohner des Gebirges und der Ebene, getheilt wird, neben den Türken, den Beherrschern des Landes während des Mittelalters, erscheinen noch andere Völkerschaften, deren Bezeichnung wir angeben wollen.

Diese sind:

Der Kulugli,
Der Maure,
Der Biskri,
Der Mozabit,
Der Neger.

Die Kuluglis, wie wir gesagt haben, die Söhne des Türken und der Maurin, verschwinden in Folge der Einwanderung der Türken von Tage zu Tage mehr und mehr.

Ehemals waren es Menschen, die man bei allen Revolutionen wiederfand, denn in alten Zeiten nahmen sie die natürlichen Rechte ihrer Geburt in Anspruch und wi-

dersetzten sich dem von ihren Vätern gegründeten Gesetze, welches sie von allen Anstellungen entfernte. Die, welche wir noch in Afrika gesehen haben, waren im Allgemeinen schön, hatten etwas von beiden Stämmen, neigten sich aber mehr zum türkischen als zum arabischen Stamm hin.

Der Typus des Mauren, welcher das Product der Eroberungszüge aus dem Orient ist, hat sich in Folge des Bürgerrechts, welches man während der drei letzten Jahrhunderte zahlreichen Renegaten bewilligt hat, so sehr verändern müssen, daß es heutiges Tages wohl unmöglich sein würde, einen Mauren von reinem Blute zu finden.

Wir wollen uns indessen hinsichtlich der Allgemeinheiten an den Bürger von Algerien halten.

Der Maure ist von gutem Körperbau, weder zu groß noch zu klein; seine Physiognomie ist ernst und sanft, sein Teint schön und mehr weiß als schwarzbraun.

Das Kostüm des Mauren besteht in einem Hemd ohne Kragen, in einem Pantalon, welches bis über das Knie reicht, aus einer oder mehreren Westen und einem Wamms. Das Ganze ist mit einem weißen Bournous bedeckt. Als Kind oder als junger Mensch trägt er ein einfaches Käppchen, die Chachia, oder er rollt um dieses Käppchen ein langes Stück weißen Muslin, gleichmäßig gedreht.

Er trägt breite, abgerundete Schuhe.

Der Maure ist, wie der Türke, bis zum Uebermaaß gleichgültig, arglos und dabei doch verschlagen.

Er bringt sein Leben im Bade, im Kaffeehause oder beim Barbier zu, selten in seinem eigenen Hause.

Die Schüchternheit bildet die Grundlage seines Charakters.

Der Biskri oder der Bewohner von Biskara kommt aus Ziban, einer Provinz Algeriens südlich von Constantine.

Der Biskri ist von mittler Größe; er hat schmächtige aber nervige Glieder, einen braunen Teint, eine gewölbte Stirn, eine nach unten gezogene Nase, wie die Juden, und spärliches, schwarzes Haar.

Sein Kostüm besteht gewöhnlich in einem Hemd, in einem Beinkleid und einer Blouse oder halben Blouse, Alles von grauer Leinwand; außerdem trägt er ein weißes Käppchen und darüber die Chachia.

Das wäre das Aeußere. Sonst ist der Biskri düster, verständig, getreu und arbeitsam. Wenn er einige Hundert Franken erspart hat, kehrt er zurück, um im Gebirge zu leben.

Der Biskri ist Fackelträger, Laufbursche, Wasserträger. Ihm begegnet man beständig in den Straßen, wo er schwere Lasten trägt oder kleine beladene Esel führt und sich durch alle Gänge, durch die Häuser, durch die Bazars bewegt und ruft: „Balek! balek!“ das heißt: „vorgesehen!“

Wenn die Nacht kommt, schläft er vor den Boutiquen, um sie vor Dieben zu schützen.

Der Biskri ist der Auvergner von Afrika.

Der Mozabit oder vielmehr der Mzabit, der im Oued-Mzab, einem beträchtlichen Thale Algeriens, südsüdwestlich von Algier, wohnt, ist von mittler Größe und

hat ein knochiges Gesicht mit gewölbter Stirn, einen fieberhaften Teint und schwarzes, spärliches Haar. Er trägt eine Art Blouse von weiß und braun gestreiftem Wollenzeug Namens Gandurah. Sein Kopf ist mit einem Haïk bedeckt, einem langen Stück weißen Muslin, welches sein Gesicht einhüllt und sich unter die Gandurah verliert.

Der Mozabit beschäftigt sich vorzüglich mit Industrie und treibt alle Handwerke: er ist Schlächter, Müller, Bademeister, Unternehmer von Waarentransporten und so ferner. Da dieser Transport mit Hülfe der erwähnten kleinen Esel geschieht, so erhält er den Namen Eseltreiber.

Der Neger ist seinem Aeußern nach zu bekannt, als daß wir bei ihm verweilen sollten.

Der Neger, welcher in der Regentschaft Sklave war, kam eben sowohl aus Senegambien als aus Abyssinien, von Timbuctu als von Zanzibar.

Daher die Verschiedenheit des Typus.

Die Neger kleiden sich wie die Mauren, tragen aber eine weiße Gandurah und fast Alle den Turban.

Die Neger sind Fackelträger, Arbeiter, Kalkhändler und Anstreicher.

Es ist begreiflich, daß man die leicht erkennt, welche die beiden letzten Gewerbe betreiben.

Bei den öffentlichen Festen sind sie die furchtlosesten Springer und die unleidlichsten Musikanten, die man nur finden kann.

Die Negerinnen tragen einen langen Schleier von blauem Baumwollenzeug, unter welchem sich ein Kostüm befindet, welches in einem Pantalon, einem Hemd, ei-

nem rothen Wamms und einem Futhah besteht, einem Kleidungsstück aus blauem Baumwollenzeug mit breiten Querstreifen in Gold und Purpur, welches sie um die Hüften schlagen, so daß es bis an die Fußknöchel herunterfällt.

Wenn sie an Mauren verheirathet sind, kleiden sie sich wie Maurinnen, wo sie dann freilich sehr originell aussehen.

Fügen Sie zu diesen noch den Juden, den Franzosen und den Spanier hinzu, diese drei Stämme, welche die materiellen Interessen nach Algerien führen, und Sie haben einen Begriff von dem Anblick, welchen die Küstenstädte darbieten.

Die Araber in den Provinzen.

Die Provinz Constantine ist hundert zwanzig Stunden breit und erstreckt sich hundert Stunden landeinwärts, von Norden nach Süden vom Meere bis an die Oase Quargla; von Osten nach Westen von der Provinz Tunis bis zur Provinz Algier.

Jenseits der Oase beginnt die Wüste, das heißt die Herrschaft der Tuaregs, dieses Schreckens der Neger, der Kaufleute und der Pilger. Die Tuaregs sind die Seeräuber der Sahara; die Seeräuberei, welche Algier, Tunis und Marocco auf dem Meere ausübten, üben die Tuaregs in der Wüste aus.

Ein Theil ihrer Industrie besteht darin, daß sie Jagd auf Neger machen, oder vielmehr sie fischen, wie sie sich ausdrücken.

Dieser Fischfang ist ihnen bequem, da sie zwischen dem Lande der Neger und unsrer Oase wohnen.

Um die Neger zu fangen, streuen sie eine gewisse Art Bohnen aus, wornach, wie sie wissen, die Neger sehr lüstern sind. Obgleich sie die Gefahr kennen, vermögen sie doch der Lockung nicht zu widerstehen. Die Tuaregs machen es mit den Negern, wie die Wildschützen mit den Fasanen, bemächtigen sich ihrer und verbergen sie in den Vertiefungen.

Der Verkauf der Neger ist in Constantine fast gänzlich verboten, nur der Austausch derselben wird geduldet. Ein Theil der Negerbevölkerung von Constantine stammt von Sclaven ab, die den Stämmen entfliehen, und ihre Herren kommen und fordern sie von den Cadis zurück. Wenn der entflohne Sclave zu großen Widerwillen empfindet, zu seinem alten Herrn zurückzukehren, so wählt er sich einen neuen, und der neue Herr muß dem alten einen Schadenersatz zahlen.

Der Cadi der Araber in den Provinzen war eben jener Mahommed-el-Chadely, der mir die Verse gemacht hatte.

Was die Lage der Neger sehr verbessert, ist, daß ihr Herr sich auf ihre Anforderung nicht weigern kann, sie zum Verkauf auszusetzen.

Der Neger ist die häusliche Familie des Alterthums.

Doch kehren wir zu den Tuaregs zurück.

Außer jener eben bezeichneten Industrie beschäftigen sie sich noch damit, Karavanen zu berauben.

Die Karavanen, welchen die Tuaregs auflauern, machen jährlich zwei große Bewegungen von Westen nach Osten, das heißt von Marocco nach Tunis, und von

Norden nach Süden, von Marocco oder Tunis nach Timbuctu.

Sie führen nach Timbuctu Getreide, Eisenwaaren und kupferne Schüsseln aus und bringen Straußfedern, Sklaven und Goldstaub zurück.

Es giebt ein bewundernswürdiges Buch über diese Reisen. Dieses Buch ist betitelt: „die Karavane,“ und rührt von Daumas und Chancel her.

Diese Karavanen sind es, welchen die Tuaregs auflauern.

In der Umgegend von Constantine, in dem Stamme des Scheik-el-Arab, giebt es zwei Häuptlinge von Räuberbanden, die sich eines großen Rufes erfreuen.

Im Winter, das heißt vom Monat November bis zum März, treiben sie ihr Geschäft.

Im Sommer, das heißt vom April bis zum October, sind sie die besten Menschen von der Welt.

Zehn Spahis sind hinreichend, sie zu bewegen, ihre Abgabe von siebzigtausend Franken zu zahlen. In Algerien sind die Abgaben nämlich verhältnißmäßig vertheilt.

Im Sommer werden die Reisenden bei ihnen gut aufgenommen. In der Hälfte des Jahres sind sie tugendhaft.

Diese Häuptlinge der Räuberbanden heißen Duden, Naham und Nefese.

Nefese ist der Cartouche der Wüste, denn man stellt immer vorher ein Gebet an, ehe man sich gegen ihn auf den Weg macht. Er hat das Auge eines Wolfes, der in der Nacht sieht, und die Nase eines Hundes, der eine Spur verfolgt.

An welcher Stelle der Wüste er auch sein mag, er weiß immer, wo er ist.

In dem Jahre, als wir in Constantine waren, wäre Naham beinahe getödtet worden. Nachdem er eine Karavane von Marabuts ausgeplündert und die Unbesonnenheit begangen hatte, sie am Leben zu lassen, hatten diese den Bewohnern von Suf den Ort angezeigt, wo Naham sich aufhielt.

Es wurde eine große Treibjagd angestellt und Naham, der mit seiner Bande umzingelt wurde, verlor funfzehn Mann. Ihm gestattete eine Wunde, sich bis zur Nacht todt zu stellen. Als die Nacht gekommen war, stand er auf und entfloh.

Wie w r sehen, findet ein beständiger Krieg zwischen den Karavanen und den Tuaregs Statt. Jeder hat seine Spione, Kameeltreiber und Räuber. Wenn die Karavane vorher Nachricht erhält, so wartet sie zuweilen vier, zuweilen fünf, zuweilen sechs Monate auf die Ankunft einer andern Karavane, in Verbindung mit welcher sie stark genug ist, die gefährlichen Orte zu durchwandern. Die Räuber ihrerseits machen so verwickelte Märsche hin und her, gleich den Maschen eines Netzes, damit man glauben möge, sie haben sich entfernt. Wenn die Karavane sich täuschen läßt und sich auf den Weg macht, so greift die Räuberbande sie an, wenn sie sich stark genug fühlt, und dann geht auf diesem Meer von Sand einer jener verzweifelten Kämpfe vor, welche die Einsamkeit eben so schrecklich macht, wie die Kämpfe auf dem Ocean.

Auf zehn Stunden weit erkennt der Tuareg an der

Veränderung der Luft die Annäherung einer Karavane. In fabelhafter Entfernung entdeckt er die Sandwolke, die ihr vorangeht.

Wir haben von dem Scheik El-Arab gesprochen, in dessen Herrschaft, im Sommer Naham, Duden und Nesese einen Zufluchtsort suchen.

Elf große Stämme marschiren unter dem Befehl dieses Scheik, beinahe zehntausend Mann; reine Araber, Araber aus Syrien und Araber, die als Nomaden leben.

Sie empfangen aus Constantine den Befehl, wohin sie marschiren und wo sie Halt machen sollen. Auf ein von dem Scheik gegebenes Signal werden alle diese Zelte abgeschlagen und mit den übrigen nothwendigen Geräthen der Familie, mit Frau und Kind, auf die Kameele geladen. Esel und Hunde gehen neben dem Kameel her, wie zur Zeit der Flucht nach Aegypten.

Die Frauen der Häuptlinge — und sie haben deren fast immer zwei bis vier — werden in großen, mit einem roth und weißen Haïk bedeckten Körben getragen. Das Kameel, welches diese Körbe trägt, ist mit roth und gelben wollenen Quasten geziert.

Wenn der Häuptling reich ist und mehrere Kameele hat, so befindet sich nur eine Frau im Korbe.

Wenn der Häuptling arm ist und nur ein Kameel hat, so befinden sich oft zwei Frauen in demselben Käfig.

Der Befehl zur Abreise wird den Frauen von der ältesten Frau des Scheik gegeben, unter deren Aufsicht die übrigen Frauen während der Reise stehen.

Die Reiter reiten voran oder nebenher und kaum reicht ein ganzer Tag hin, um sie vorüberziehen zu sehen.

Wenn sie in die Wüste kommen, trennen sich die Stämme und einige gehen bis Tuggurth.

Uebrigens unterscheiden sich die Araber von Constantine in vielen Puncten von den Arabern, welche die anderen Theile Algeriens bewohnen. Sprache, Sitten, Bildung, Charakter, Alles ist bei ihnen von dem verschieden, was man anderswo bemerkt.

Im Westen zum Beispiel, das heißt an den Grenzen von Algier und an den Küsten von Marokko, ist der Araber unwissend, ungebildet und kriegerisch; seine Rede ist rauh und sein Dialect gemischt.

Dagegen haben die Völkerschaften im Osten die Reinheit der Sprache und die Ueberlieferung der alten Sitten bewahrt.

Ein Wort oder vielmehr ein Blick wird diesen Unterschied erklären.

Ein Blick auf die Karte setzt uns in den Stand, der Wanderung der Muselmänner zu folgen.

Diese Wanderung ging von Osten nach Westen.

Wie es bei den erobernden Völkern immer geschieht, sind die tapfersten und kühnsten am weitesten gekommen. Der Vortrab gelangte bis an den Ocean, hielt einen Augenblick an, wo der Erdboden ihnen fehlte, entschloß sich, die Meerenge von Gibraltar zu überschreiten, und ging über die Pyrenäen, um von dem Streitkolben Karl Martells zerschmettert zu werden.

Nach Westen also rückten zuerst die Tapfersten und

Kühnsten vor. Dort fanden sie um sich her das Element des Widerstandes größer als in dem Mittelpuncte, wo sich ihre Streitkräfte vereinigten, als an der Quelle, von wo diese Streitkräfte kamen. Da das Element des Widerstandes größer war, so hatten sie langwierigere und erbittertere Kämpfe zu bestehen. Diese Kämpfe haben sie grausam und kriegerisch gemacht.

Da sie der Vortrab der Eroberung waren und sich von ihren Landsleuten fern hielten, jeden Augenblick mehr von Arabien von der Quelle, wo sie das Licht schöpften, durch nationale Gegenwirkungen, wie die der Berber, getrennt, die von den südlichen Gebirgen in die Ebene herunterkamen und zu Chaouias wurden, so hatte sich einerseits die Sprache unter ihnen nicht in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten können.

Daher die Veränderung in dem Charakter und die Veränderung in der Sprache.

Andrerseits erinnern wir uns, daß die römische Civilisation, die an die Stelle der carthaginensischen Civilisation trat, zuerst in dem östlichen Theil des nördlichen Afrika eingeführt wurde und dort, wie überall, tiefe Wurzeln faßte.

Nicht so war es im Westen, wo man kaum die Spuren dieser Civilisation wiederfindet, während man im Osten auf jedem Schritt ein Merkmal der römischen Größe antrifft: zum Beispiel das Amphitheater von Djem, den Triumphbogen von Djemila, die Cisternen von Bona, die porphyrnen Säulen, mit welchen noch jetzt die Wogen am Ufer des römischen Carthago wie mit Rohrstengeln spielen.

So sehr auch die Araber im Augenblick der Eroberung Barbaren waren, so mußten ihnen doch diese Ueberreste einer früheren Civilisation auffallen, und indem sie ihnen auffielen, Einfluß auf ihre Einbildungskraft äußern; und es ist wahr, daß die griechische und römische Civilisation, die bei ihnen Eingang fand, ihnen die Logik, die Medicin und die Geometrie gab, welche Wissenschaften unter Harun-al-Raschid und Mamun, seinem Sohne, eine Stufe erreichten, die noch heutiges Tages die Bewunderung unserer Gelehrten erregt.

Auch ist die Bildung in der Provinz Constantine allgemeiner verbreitet, als anderswo, und in Constantine fand man bei der Einnahme der Stadt mehr Handschriften, als in dem ganzen übrigen Algerien vorhanden waren. Viele von diesen Handschriften sind durch die Unwissenheit derjenigen, in deren Hände sie fielen, verloren gegangen; viele wurden von den Eingebornen, die ihre Häuser nicht verließen, verborgen, einige hundert aber gerettet und in die Bibliothek zu Algier gebracht. Fast alle waren ein Geschenk von Salah-Bey, der die Provinz gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts verwaltete, an religiöse Institute.

Diese Bildung verleiht den Arabern des Osten ein ritterlicheres Ansehen, als den Arabern des Westen. Bei ihnen ist noch etwas von den ritterlichen Traditionen von Granada und Cordova übrig, in ihren Augen hat das Weib den Werth eines Weibes, und nicht bloß den Nutzen eines Weibchens.

Im November 1843 kehrten die Saharis, nachdem

sie den Sommer in Tell zugebracht, in die Wüste zurück; nur um nicht mit reinen Händen, wie Racine sagt, nach Hause zurückzukehren, hatten sie dem Stamme Smull einen Trupp Kameele gestohlen.

Der General Baraguay d'Hilliers erfuhr diesen Diebstahl und ertheilte zwei Schwadronen des dritten Jägerregiments und zwei Schwadronen Spahis den Befehl, sie zu verfolgen. Diese Schwadronen marschirten am 2. November Morgens ab und kamen am folgenden Morgen zu derselben Stunde in Batna, sieben und zwanzig Stunden von Constantine, an. An demselben Tage griffen sie die Saharis an, nahmen ihnen viertausend Kameele weg und führten ihre Beute zwölf Stunden weit zurück. In sechs und dreißig Stunden hatten sie vierzig Wegstunden zurückgelegt und vier Stunden gekämpft, doch war kein einziges Pferd unterwegs gefallen.

Während des Kampfes hatte ein Kapitain der Spahis einem Saharihäuptling eine Haarlocke weggenommen, die diesem seine Geliebte geschenkt hatte. Bei seiner Rückkehr nach Tell ließ der Sahari dem Kapitain für diese Haarlocke ein mit Datteln beladenes Kameel bieten.

Der Kapitain schickte ihm die Haarlocke zurück, schlug aber das Kameel aus.

In Ferdj'Ouah giebt es einen Scheik Namens Bu-Akas-Ben-Achur.

Es ist einer der ältesten Namen des Landes; auch findet man ihn in der Geschichte der arabischen und berberischen Dynastieen von Ibn-Khaldoun.

Bu-Akas, den man auch Bu-Jenui, der Mann mit

dem Messer nennt, ist ein bewundernswürdiger Typus des Arabers im Osten.

Seine Vorfahren haben Ferdj'Ouah (das schöne Land) erobert, und er hat diese Eroberung geerbt und erweitert und herrscht gegenwärtig in diesem schönen Lande.

Der Scheik El-Islam-Mohammed — Ben-Fagune, der von dem Marschall Valée umzingelt war, bestimmte Bu-Akas, die Macht Frankreichs anzuerkennen. In Folge dessen unterwarf er sich und schickte ein Pferd von Gada, weigerte sich aber hartnäckig, nach Constantine zu kommen. Ungeachtet aller Bitten widersetzt er sich ausdrücklich, einen Eid zu leisten. Die wahre Ursache ist, weil er fürchtet, als Gefangener zurückgehalten zu werden.

Bu-Akas zahlt einen Fruchtzins von achtzigtausend Franken. Jedes Jahr nach der Erndte sieht man an demselben Tage und zu derselben Stunde durch dasselbe Thor die mit dieser Summe beladenen Kameele eintreten, und noch nie hat das Geringste daran gefehlt.

Er ist neun und vierzig Jahre alt und kleidet sich wie die Kabylen, das heißt, er trägt eine wollene Gandurah, von einem ledernen Gürtel zusammengehalten, und eine feine Schnur um den Kopf. Er trägt ein Paar Pistolen im Gürtel, an der linken Seite die Flissa der Kabylen und ein kleines schwarzes Messer am Halse.

Vor ihm her geht ein Neger, der seine Flinte trägt, und neben ihm springt ein großer Windhund.

Wenn ein benachbarter Stamm von den zwölf Stämmen, welchen er gebietet, ihm einen Schaden zugefügt hat, so läßt er sich nicht herab, gegen denselben zu marschiren,

sondern er begnügt sich, seinen Neger in das vorzüglichste Dorf zu schicken. Der Neger zeigt die Flinte des Bu-Akas und der Schade wird vergütet.

Er hat zwei- oder dreihundert Tolbas in seinen Diensten, die dem Volke den Koran vorlesen. Jede Person, die nach Mekka pilgert und zu ihm kommt, erhält drei Franken und kann sich, so lange sie will, auf seine Kosten in Ferdj'Ouah aufhalten. Wenn er aber erfährt, daß er es mit einem falschen Pilger zu thun hat, so schickt er Leute aus, die ihn aufsuchen, auf den Bauch legen und ihm funfzig Stockschläge unter die Fußsohlen geben müssen. Zuweilen hat er dreihundert Personen zum Mittagessen bei sich; anstatt aber ihr Mahl zu theilen, geht er, einen Stock in der Hand, unter seinen Gästen umher und läßt sie von seinen Leuten bedienen. Wenn etwas übrig bleibt, ißt er auch, aber zuletzt.

Er gebietet von Milah bis Rabue und von dem südlichen Punkt von Babur bis zwei Stunden von Gigelli.

Wenn der Gouverneur von Constantine, der einzige Mensch, dessen Macht er anerkennt, ihm einen Reisenden zuschickt, so giebt er ihm, wenn derselbe eine Person von Wichtigkeit und wenn die Empfehlung dringend ist, seine Flinte, seinen Hund oder sein Messer.

Wenn er ihm seine Flinte giebt, so nimmt der Reisende die Flinte auf die Schulter; wenn er ihm seinen Hund giebt, so nimmt der Reisende den Hund am Leitseil; wenn er ihm sein Messer gibt, so hängt der Reisende das Messer um den Hals, und mit dem einen oder dem andern von diesen Talismanen, wovon jeder den Grad

der Ehrenbezeigung bezeichnet, die man ihm zu Theil werden lassen soll, durchwandert er die zwölf Stämme, ohne der geringsten Gefahr ausgesetzt zu sein, und überall wird er unentgeltlich aufgenommen und bewirthet, denn er ist der Gast des Bu-Akas.

Wenn er das Gebiet Ferdj' Ouah verläßt, begnügt er sich, das Messer, den Hund oder die Flinte dem ersten Araber, der ihm begegnet, zu übergeben. Wenn der Araber jagt, verläßt er seine Jagd, wenn er ackert, verläßt er seinen Pflug, wenn er unter seiner Familie ist, verläßt er seine Familie, nimmt das Messer, den Hund oder die Flinte, und macht sich auf den Weg, sie Bu-Akas wiederzubringen.

Dieses kleine Messer mit dem schwarzen Griff ist sehr bekannt, so bekannt, daß Bu-Akas davon den Namen Bu-Jenui, der Mann mit dem Messer, erhalten hat; mit demselben schneidet Bu-Akas zuweilen Köpfe ab, wenn er es der raschen Gerechtigkeit wegen für angemessen hält, selber Köpfe abzuschneiden.

Als er zur Herrschaft gelangte, befand sich eine große Anzahl von Räubern im Lande, aber Bu-Akas fand ein Mittel, sie auszurotten. Er kleidete sich als einfacher Kaufmann, ließ einen Piaster auf die Erde fallen, verlor aber den Piaster nicht aus den Augen. Ein auf die Erde gefallener Piaster bleibt nicht lange liegen. Wenn der, welcher den Piaster aufhob, ihn in die Tasche steckte, gab Bu-Akas seinem Diener, der, wie er, verkleidet war, ein Zeichen, welcher sich seiner bemächtigte und, die Absichten des Scheik kennend, ihn im Augenblick enthauptete.

Auch sagen die Araber, daß ein Kind von zwölf Jahren, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe die zwölf Stämme des Bu-Akas durchwandern kann, ohne daß sich eine einzige Hand ausstreckt, um sie ihm wegzunehmen.

Dieses kleine Messer hat einen so großen Ruf, daß die Hirten auf den kabylischen Gebirgen, die dem Scheik Bu-Akas unterworfen sind, wenn sie sich über eine zu weit gehende Ziege zu beklagen haben, niemals verfehlen, ihr zuzurufen:

„Möge der Tod dich treffen von dem Messer des Bu-Akas."

Bu-Akas achtet die Frauen sehr; auch hat er in Ferdj' Ouah die Sitte eingeführt, daß, wenn die Frauen ihre Schläuche an einem Brunnen füllen, die Männer sich von ihrem Wege abwenden müssen, um nicht an ihnen vorüber zu kommen.

Bu-Akas wollte gern wissen, was die Frauen von ihm dächten, und als ihm eines Tages eine schöne Araberin begegnete, die am Ufer des Flusses Ferdj' Ouah wanderte, näherte er sich ihr und richtete leichtfertige Reden an sie.

Die Frau sah ihn mit erstaunter Miene an und sagte:

„Entferne Dich, schöner Herr, denn ohne Zweifel kennst Du nicht die Gefahr, der Du Dich aussetzest."

Als Bu-Akas fortfuhr, sie mit seinen Reden zu belästigen, sagte sie:

„Zudringlicher, kommst Du so weit her, daß Du

nicht weißt, daß Du in dem Lande des Mannes mit dem Messer bist, wo die Frauen geachtet werden?"

Bu-Akas ist sehr religiös und verrichtet seine Gebete und das Waschen auf regelmäßige Weise. Er hat vier Frauen, wie es der Koran gestattet, zwei in seinem Zelt zu Ferdj' Ouah, zwei andere in seinem Chalias, bei welchen er sich abwechselnd aufhält.

Der Scheik Bu-Akas ist wie Pierre Leroux, er stellt den Diebstahl und den Ehebruch einander gleich.

Eines Tages überraschte ein Bewohner von Ferdj' Ouah seine Frau mit ihrem Geliebten und führte die beiden Schuldigen vor Bu-Akas. Bu-Akas schnitt zuerst dem Manne den Hals ab; dann näherte er sich der Mitschuldigen, um sie auf gleiche Weise zu bestrafen; aber der Ehemann fand seine Frau in ihren Thränen und Bitten so schön, daß er für sie um Gnade bat.

„Schneide Deiner Frau selber den Hals ab," sagte hierauf Bu-Akas, dem getäuschten Ehemann sein Messer reichend, „ich gebe Dir eine andere. Wenn Du aber willst, daß sie leben soll, so mag sie leben, da aber jedes Verbrechen bestraft werden muß, so stirbst Du anstatt ihrer."

Der Mann zauderte einen Augenblick, endlich aber nahm er das Messer und tödtete seine Frau.

Bu-Akas gab ihm durch Kopfnicken zu verstehen, daß er zufrieden sei, und seinem Versprechen gemäß verheirathete er den Wittwer wieder.

Eines Tages hörte Bu-Akas, dieser Mann mit dem Messer, den man wohl den Vater der Gerechtigkeit nennen könnte, daß der Cadi eines seiner zwölf Stämme Urtheile

fälle, die eines Salomo würdig seien; und gleich Harun-al-Raschid wollte er selber über die Wahrheit des Berichts urtheilen.

In Folge dessen reist er als einfacher Reiter ohne die Waffen, wodurch er sich gewöhnlich auszeichnete, ohne irgend ein Attribut und ohne Gefolge ab, besteigt ein edles Roß, welches aber nicht zu erkennen giebt, daß es einem so großen Häuptling gehört.

Es traf sich gerade, daß der Tag, wo er in dieser glücklichen Stadt ankam, wo der Cadi Recht sprach, ein Markttag und folglich ein Gerichtstag war. Es ereignete sich auch — Mohammed beschützt in allen Dingen seinen Diener — es ereignete sich auch, sage ich, daß Bu-Akas am Stadtthor einen Krüppel traf, der ihn um ein Almosen bat und sich an seinen Bournous hing, wie der Arme an den Mantel des heiligen Martin.

Bu-Akas gab das Almosen, wie es die Pflicht eines wackern Muselmannes ist; aber der Krüppel hielt noch seinen Bournous fest.

„Was willst Du?" fragte Bu-Akas, „Du hast mich um ein Almosen gebeten und ich habe es Dir gegeben."

„Ja," versetzte der Krüppel, „aber das Gesetz sagt nicht nur: Du sollst Deinem Bruder Almosen geben, sondern auch: Du sollst für Deinen Bruder Alles thun, was Du kannst."

„Nun, was kann ich denn für Dich thun?" fragte Bu-Akas.

„Du kannst verhindern, daß ich armer Wurm von den Menschen, von den Maulthieren und Kameelen unter

die Füße getreten werde, was mir gewiß begegnen wird, wenn ich mich in die Stadt wage."

„Und wie kann ich das verhindern?"

„Wenn Du mich hinten auf Dein Pferd nimmst und mich auf den Marktplatz bringst, wo ich zu thun habe."

„Es sei," sagte Bu-Akas.

Und den Krüppel erhebend, ließ er ihn hinter sich aufsteigen.

Als dies mit einiger Schwierigkeit geschehen war, ritten Beide durch die Stadt, nicht ohne die allgemeine Neugierde zu erregen.

Man kam auf dem Marktplatze an.

„Ist dies der Platz, zu dem Du wolltest?" fragte Bu-Akas den Krüppel.

„Ja."

„So steige ab."

„Steige Du selber ab."

„Um Dir beim Absteigen zu helfen — es sei."

„Nein, um mir Dein Pferd zu lassen."

„Was meinst Du, Dir mein Pferd zu lassen?"

„Weil Dein Pferd mir gehört."

„Ei, wie sollte denn das zugehen?"

„Höre mir aufmerksam zu und denke dann über meine Worte nach."

„Ich höre und werde später nachdenken."

„Wir sind in der Stadt des gerechten Cadi."

„Ich weiß es."

„Du wirst mir einen Proceß machen und mich vor ihn führen."

„Es ist möglich.“

„Glaubst Du nicht, wenn er uns Beide sieht, Dich mit den starken Beinen, die Gott zum Marsche und zur Anstrengung bestimmt hat, mich mit meinen abgebrochenen Beinen, glaubst Du nicht, daß er sagen wird, das Pferd gehöre dem von den beiden Reisenden, der desselben zum Reisen am meisten bedarf?“

„Wenn er das sagt, so ist er nicht mehr der gerechte Cadi,“ antwortete Bu-Akas, „denn er irrt in seinem Urtheil.“

„Man nennt ihn den gerechten Cadi,“ antwortete lachend der Krüppel, „aber man nennt ihn nicht den unfehlbaren Cadi.“

„Ei, das ist eine gute Gelegenheit, den Richter selber zu beurtheilen,“ sagte Bu-Akas bei sich selber. „So komm denn vor den Cadi.“

Und die Menge durchschneidend, führte Bu-Akas sein Pferd am Zügel, auf welchem der Krüppel zusammengekauert wie ein Affe saß, und kam zu dem Tribunal, wo der Richter nach der Sitte des Orients öffentlich Recht sprach. Zwei Sachen waren bereits zur Verhandlung angemeldet und mußten daher vorgehen.

Bu-Akas nahm unter den Umstehenden Platz und hörte zu. Der erste Streit hatte sich zwischen einem Taleb und einem Bauer, zwischen einem Gelehrten und einem Arbeiter ereignet.

Es handelte sich um die Frau des Gelehrten, die der Bauer entführt hatte und von welcher er gegen den Ge-

lehrten, der sie zurückforderte, erklärte, daß sie die seinige sei.

Die Frau erkannte weder den Einen noch den Andern als ihren Ehemann an oder vielmehr alle Beide, und dies machte die Sache um so verwickelter.

Der Richter hörte Beide an, dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Laßt mir die Frau und kommt morgen wieder."

Der Gelehrte und der Arbeiter verneigten und entfernten sich.

Nun kam die zweite Sache.

Diese war zwischen einem Schlächter und einem Oelhändler zu verhandeln.

Der Oelhändler war mit Oel und der Schlächter mit Blut besudelt.

Der Schlächter sagte:

„Ich habe Oel bei diesem Manne kaufen wollen. Um das Oel zu bezahlen, womit er meine Flasche angefüllt, zog ich eine Hand voll Geld aus meiner Börse. Dieses Geld führte ihn in Versuchung. Er ergriff mein Handgelenk. Ich rief: Diebe, Räuber! aber er wollte mich nicht loslassen und wir sind Beide vor Dich gekommen, ich, mein Geld in der Hand, und er, mein Handgelenk festhaltend. Ich schwöre beim Muhamed, daß dieser Mann ein Lügner ist, wenn er sagt, daß ich ihm sein Geld gestohlen, denn dieses Geld gehört mir.

Hierauf sagte der Oelhändler:

„Dieser Mann kam zu mir, um eine Flasche Oel zu kaufen. Als seine Flasche voll war, sagte er: Kannst Du

mir ein Goldstück wechseln? Ich griff in die Tasche, zog eine Handvoll Geld heraus und legte dieses Geld auf die Schwelle meines Ladens. Er bemächtigte sich hierauf meines Geldes und ging mit meinem Oel und meinem Gelde davon, bis ich sein Handgelenk ergriff und rief: Haltet den Dieb! Ungeachtet meines Geschreies wollte er mir mein Geld nicht wiedergeben und ich habe ihn hierher geführt, damit Du über uns richtest. Ich schwöre bei Muhamed, daß dieser Mann ein Lügner ist, wenn er sagt, daß ich ihm sein Geld gestohlen, denn dieses Geld gehört mir."

Der Richter ließ beide Kläger ihre Klage noch einmal wiederholen und beide Aussagen waren der ersten gleich.

Hierauf dachte der Richter einen Augenblick nach und sagte dann:

„Laßt mir das Geld da, und kommt morgen wieder."

Der Schlächter legte das Geld, welches er nicht losgelassen, in den Mantelschooß des Richters. Hierauf verneigten sich die beiden Kläger und entfernten sich nach beiden Seiten.

Jetzt kam Bu-Akas und der Krüppel an die Reihe.

„Herr Cadi," sagte Bu-Akas, „ich komme aus einer entfernten Stadt, um Waaren auf diesem Markte zu kaufen. Am Stadtthor begegnet mir dieser Krüppel, der zuerst ein Almosen fordert und mich dann bittet, ihn hinter mich aufs Pferd zu nehmen, indem er sagt, wenn er armer Wurm sich auf die Straßen wage, würde er von den Menschen, den Maulthieren und Kameelen unter die Füße getreten werden. Ich gab ihm das Almosen

und nahm ihn auch mit aufs Pferd. Auf dem Platze angekommen, wollte er aber nicht absteigen, sondern sagte, mein Pferd gehöre ihm, und als ich ihm mit dem Gerichte drohte, antwortete er: „„Bah! der Cadi ist ein zu verständiger Mann, um nicht zu begreifen, daß das Pferd dem von Beiden gehört, der nicht ohne Pferd fortkommen kann."" So verhält sich in allem Ernste die Sache, Herr Cadi. Ich schwöre bei Muhamed!"

„Herr Cadi," antwortete der Krüppel, „ich kam in meinen Angelegenheiten zu diesem Jahrmarkt auf dem Pferde, welches mir gehört, als ich diesen Mann, der dem Tode nahe zu sein schien am Wege sitzen sah. Ich näherte mich ihm und erkundigte mich, ob ihm ein Unfall begegnet sei. Es ist mir kein Unfall begegnet, antwortete er, nur bin ich sehr ermüdet, und wenn Du großmüthig sein willst, so bringe mich in die Stadt, wo ich Geschäfte habe. Auf dem Marktplatze werde ich absteigen und den Propheten bitten, dem, der mir Hülfe geleistet hat, Alles zu geben, was er wünschen mag. Ich that also, was dieser Mann wünschte; aber wie groß war mein Erstaunen, als wir auf dem Marktplatze ankamen und er mich aufforderte, abzusteigen, indem er sagte, das Pferd gehöre ihm. Hierauf habe ich ihn vor Dich geführt, damit Du zwischen uns Beiden entscheidest. So verhält sich in allem Ernste die Sache. Ich schwöre bei Muhamed!"

Der Cadi ließ sich beide Aussagen noch einmal wiederholen und sagte, nachdem er einen Augenblick nachgedacht:

„Laßt mir das Pferd und kommt morgen wieder."

Das Pferd wurde dem Cadi übergeben, und Bu-Akas und der Krüppel entfernten sich mit einer Verneigung.

Am folgenden Tage fanden sich nicht nur die Betheiligten, sondern auch eine große Anzahl von Neugierigen vor dem Tribunal ein. Die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Processe hatte diesen Zulauf von Zuschauern herbeigeführt.

Der Cadi verfuhr nach derselben Ordnung, wie am Tage zuvor. Man rief den Taleb und den Bauer.

„Hier ist Deine Frau,“ sagte der Cadi zu dem Taleb, „führe sie weg, sie ist Dein.“

Dann wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte, auf den Bauern deutend:

„Gebt diesem Manne funfzig Stockschläge unter die Fußsohle.“

Der Taleb führte seine Frau weg und die Gerichtsdiener theilten dem Bauer funfzig Stockschläge unter die Fußsohle zu.

Hierauf wurde die zweite Sache verhandelt.

Der Oelhändler und der Schlächter näherten sich.

„Hier ist Dein Geld,“ sagte der Cadi zu dem Schlächter; „Du hattest es aus der Tasche gezogen und es hat nie diesem Manne gehört.“

Hierauf wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte auf den Oelhändler deutend:

Gebt diesem Manne funfzig Stockschläge unter die Fußsohle.

Der Schlächter nahm sein Geld und die Gerichtsdie-

ner theilten dem Oelhändler funfzig Stockschläge unter die Fußsohle zu.

Hierauf wurde die dritte Sache verhandelt.

Bu-Akas und der Krüppel näherten sich.

„Ah! Ihr seid es," sagte der Cadi.

„Ja, Herr Richter," antworteten die beiden Parteien zugleich.

„Würdest du Dein Pferd unter zwanzig andern Pferden wieder erkennen?" fragte der Richter den Bu-Akas.

„Gewiß," antwortete Bu-Akas.

„Und Du?"

„Ohne Zweifel," sagte der Krüppel.

„So komm denn mit mir," sagte der Richter zu Bu-Akas.

Und sie gingen mit einander fort.

Bu-Akas erkannte das Pferd.

„Es ist gut," sagte der Richter. „Geh, erwarte mich vor dem Tribunal und schicke Deinen Gegner zu mir."

Bu-Akas kehrte zum Tribunal zurück, und nachdem er den Auftrag des Richters an seinen Gegner bestellt hatte, erwartete er den Cadi.

Der Krüppel begab sich, so schnell es ihm seine fehlerhaften Beine gestatteten, in den Pferdestall. Da aber seine Augen gut waren, so ging er gerade auf das Pferd zu und bezeichnete es mit dem Finger.

„Es ist gut," sagte der Richter; „komm mir nach zum Tribunal."

Der Cadi nahm seinen Platz auf seinem Teppich ein

und Alle erwarteten mit Ungeduld den Krüppel, der ihm wegen seiner Gebrechlichkeit nicht schnell folgen konnte.

Nach Verlauf von fünf Minuten kam der Krüppel ganz außer Athem an.

„Das Pferd gehört Dir," sagte der Cadi zu Bu-Akas; „hole es aus dem Pferdestalle ab." Dann wendete er sich zu seinen Gerichtsdienern und sagte, auf den Krüppel deutend:

„Gebt diesem Manne funfzig Stockschläge auf den Rücken."

Wegen der Körperbeschaffenheit des Krüppels hatte er die Strafe verändert.

Bu-Akas holte sein Pferd, und die Gerichtsdiener theilten dem Krüppel funfzig Stockschläge zu.

Als der Cadi nach Hause zurückkehrte, fand er Bu-Akas seiner wartend.

„Bist Du unzufrieden?" fragte der Richter.

„Nein im Gegentheil," versetzte der Scheik; „aber ich wollte Dich besuchen, um Dich zu fragen, vermöge welcher Eingebung Du Recht sprichst, denn ich zweifle nicht, daß die beiden andern Urtheile ebenso richtig sind, wie das meinige. Ich bin kein Kaufmann, ich bin Bu-Akas, Scheik von Ferdj' Ouah, und da ich viel von Dir reden hörte, wollte ich Dich selber kennen lernen."

Der Cadi wollte Bu-Akas die Hand küssen, aber dieser gestattete es nicht.

„Ich möchte gern wissen," sagte er, „wie Du gewußt hast, daß die Frau dem Taleb, das Geld dem Schlächter und das Pferd mir gehöre."

„Das ist ganz einfach, mein Herr," sagte der Richter. „Du weißt, daß ich die Frau, das Geld und das Pferd eine Nacht bei mir behalten."

„Ja, das habe ich gesehen."

„Nun also, um Mitternacht ließ ich die Frau wecken, zu mir kommen und sagte zu ihr: „Fülle mir mein Dintenfaß." Hierauf nahm die Frau, die dieses Geschäft wohl Hundertmal in ihrem Leben besorgt hatte, mein Dintenfaß, zog den Pfropfen heraus, wusch es zierlich aus, stellte es wieder in das Schreibzeug und goß frische Dinte ein. Hierauf sagte ich bei mir selber: „Wenn Du die Frau eines Bauern wärest, würdest Du kein Dintenfaß zu reinigen verstehen. Du bist also die Frau des Taleb."

„Gut," sagte Bu-Akas, zum Zeichen der Zustimmung mit dem Kopfe nickend, „das wäre die Sache mit der Frau; aber wie war es mit dem Gelde?"

„Mit dem Gelde machte ich es anders," antwortete der Richter. „Hast Du bemerkt, wie der Kaufmann mit Oel bedeckt war, und besonders, wie fettig seine Hände waren?"

„Ja gewiß."

„Ich nahm das Geld und warf es in ein Gefäß mit Wasser. Diesen Morgen betrachtete ich das Wasser, aber es war nicht das geringste Oel auf der Oberfläche. Ich sagte also zu mir selber: dieses Geld gehört dem Schlächter und nicht dem Oelhändler; es müßte fettig sein und das Oel würde zu der Oberfläche des Wassers emporsteigen."

Bu-Akas nickte wieder mit dem Kopfe und sagte:

„Die Sache mit dem Gelde wäre erklärt; wie war es aber mit meinem Pferde?“

„Ah! das war wieder anders, und bis diesen Morgen war ich in großer Verlegenheit.“

„Der Krüppel hat also das Pferd nicht erkannt?“ fragte Bu-Akas.

„Freilich hat er es erkannt, und er war seiner Sache ebenso gewiß, wie Du.“

„Nun?“

„Indem ich Euch nach einander in den Pferdestall führte, wollte ich nicht wissen, ob Ihr das Pferd erkennen würdet, sondern ob Euch das Pferd erkennen würde. Als Du Dich dem Pferde nähertest, wieherte das Pferd; als der Krüppel sich dem Pferde näherte, schlug das Pferd nach ihm. Ich sagte also bei mir selber: das Pferd gehört dem Mann mit den guten Beinen und nicht dem Krüppel. Und so habe ich Dir Dein Pferd wiedergegeben.“

Bu-Akas dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Allah ist mit Dir. Du solltest an meiner Stelle und ich an der deinigen sein. Du wärest gewiß würdig, Scheik zu sein; aber ich bin nicht gewiß, ob ich fähig sein würde, Cadi zu sein.“

## Das Lager von Djemilah.

Im April 1838 zeigte eine von dem General Négrier glücklich und geschickt geleitete Expedition nach Rusceiada, daß man von diesem Punkte, wo sich der Hafen von Stora befindet, leicht in zwei oder drei Tagen nach Constantine gelangen könne.

Im September begab sich der Marschall Valée selber nach Constantine und übernahm das Commando einer Expeditionskolonne, welche die Bekanntschaft mit Rusceiada erneuern sollte.

Der Marschall Valée legte den ersten Stein von Philippeville und schiffte sich nach Algier ein, indem er den Plan entwarf, das Jahr damit zu beschließen, einen Weg zu entdecken, der Constantine zu Lande mit Algier verbinde und der es später gestatten werde, den ganzen Theil des Gebietes der Kabylen zwischen diesem Wege und der Küste zu unterwerfen.

Bei seiner Abreise ließ der Marschall Valée dem General Galbois seine Instructionen zurück. Er organisirte eine Expeditionskolonne, die zu gleicher Zeit von Algier ausmarschiren sollte, wenn sich der General Galbois von Constantine entferne. Die beiden Kolonnen sollten sich in Setif vereinigen.

Am 4. December marschirten die beiden Kolonnen, die eine von Algier, die andere von Constantine ab.

Seit einigen Tagen war die Regenzeit eingetreten und kaum waren die Kolonnen auf dem Marsche, als die Infanterie, die bereits im Lager von Arba bivouakirte, welches einen starken Tagemarsch von Algier entfernt ist, einen Gegenbefehl erhielt und Halt machte.

Das Wetter war in Constantine eben so schlecht wie in Algier. Da aber die Bewegung nicht so leicht im Osten wie im Westen abbestellt werden konnte, so setzten die Truppen ihren Marsch fort.

In Folge dessen schlug das dritte Bataillon der leichten afrikanischen Infanterie am 4. December seine Zelte zu Mahallah auf. Aber von diesem Tage an bis zum 8., von Regen und Orkanen belästigt, ohne Nachrichten von dem Obergeneral, ohne Lebensmittel und Holz zum Brennen, nachdem bereits zwei Mann an Erstarrung von der feuchten Kälte gestorben waren, hielt der Chef der Abtheilung, da er eine noch größere Katastrophe voraussah, bei der Unthätigkeit, wozu er in der Mitte eines Sumpfes, wo sein Bivouak stattfand, verurtheilt war, einen Kriegsrath, welcher einstimmig beschloß, das Lager abzubrechen und sich nach Milah zurückzuziehen.

Nach dreistündigem Marsche ließ der Commandeur des dritten afrikanischen Bataillons, Namens Chadeysson, seinen Trupp neben dem neunzehnten leichten Infanteriebataillon campiren, von welchem er einige Unterstützung an Lebensmitteln erhielt. Jetzt war man an einem Orte, der mit dem Namen Aïn-Smora bezeichnet wird.

Das Wetter verbesserte sich und man konnte vierzig Kranke nach Milah bringen.

Am Morgen des 11. December fand sich die ganze Expeditionskolonne auf dem Bivouak von Aïn-Smora vereint. Der kommandirende General ließ sogleich weiter marschiren und am Abend des 12. kam er an der Spitze seiner Cavalerie in Djemilah an. Die Infanterie, die durch die Nacht und die Schwierigkeit des Terrains zurückgehalten worden war, bivouakirte einige Stunden von dort. Einige zwanzig Flintenschüsse, die auf unsere Bivouakfeuer abgeschossen wurden, verkündeten uns, daß wir nicht mehr in Freundes Land waren.

Am 13., um 8 Uhr Morgens, befand sich die ganze Division auf der Hochebene in der Mitte der Ruinen von Djemilah vereinigt.

Am Nachmittag hielt der General eine Revue über seine Truppen ab, und auf den benachbarten Bergen, die sich amphitheatralisch erheben, wohnten die Kabylen dieser Revue bei.

Als der Abend kam, begann das Schießen wieder, aber diesmal anhaltender und rascher, als in der vorigen Nacht.

Am 14. wurde vor dem Abmarsche der Expeditions-

kolonne nach Setif beschlossen, daß dreihundert Mann vom afrikanischen Bataillon, ein Detachement Infanterie und ein Detachement vom Geniecorps die Position von Djemilah behaupten sollten. Man wählte den Punkt der Hochebene, der am meisten geschützt war; die Kolonne machte sich auf den Weg und ließ die Garnison zurück, die wenig Vertrauen auf die sie umgebenden Ruinen und besonders nicht auf die Freundschaft der benachbarten Völkerschaften setzte.

Noch ein Wort von Djemilah, von der Stellung, die dieser Ort einnimmt, und von den Ruinen, welche die Römer, die die ganze Welt mit Ruinen übersäeten, hier zurückgelassen haben.

Djemilah liegt etwa dreißig Stunden westlich von Constantine, zehn Stunden von Setif und zwanzig Stunden von der Küste. Die Lage ist steil und wild. Nach den Ueberresten der über den Boden ausgestreuten Bauwerke zu urtheilen, muß hier eine Stadt von einigem Glanze gestanden haben; sie war von sehr unregelmäßigem Umriß und auf einem sehr unebenen Plateau erbaut. Im Süden wurde sie von einem hohen Gebirge überragt, mit welchem dieses Plateau zusammenhängt; dann senkt sich dasselbe in steilen Abhängen zu dem Thale Oued Djemilah hinunter, welches dasselbe im Norden begrenzt. Endlich befinden sich im Osten und Westen zwei tiefe Schluchten, die als Grenzen dienen. Durch diese Schluchten fließen zwei Bäche die sich in den Oued Djemilah ergießen.

Ueber dieses Plateau zieht sich ein Bewässerungskanal dahin, der ein Werk der Kunst ist und dem der Bach in

der westlichen Schlucht, der eine halbe Meile entfernt ist, das Wasser liefert. Diese Wasserleitung ging etwa funfzig Schritte von dem Orte vorbei, wo wir eben unser Lager aufgeschlagen hatten, und trieb einige Mühlen am nordwestlichen Ende der Hochebene.

Nicht weit von diesem Orte befand sich ein hübsches arabisches Dorf; aber bei unserer Annäherung zündeten es die Einwohner an, und als wir ankamen, war es vollständig zerstört. Dieser Brand beraubte uns nicht nur aller Hülfsquellen, sondern gab uns auch einen Begriff von den Gesinnungen, welche die Bewohner gegen uns hegten.

Zwischen diesem Dorfe und unserm Lager erstreckte sich ein Raum von etwa fünfhundert Schritten, ganz mit Ruinen bedeckt, in deren Mitte sich ein majestätischer Triumphbogen erhebt, der dem Marc Aurel gewidmet war. Dieser Triumphbogen ist sehr gut erhalten, von zierlichen Formen und zeichnet sich besonders durch Ueberreste der Sculptur in sehr reinem Geschmacke aus. Am Giebel befindet sich eine lateinische Inschrift.

In einiger Entfernung von dem Triumphbogen, von Obstbäumen umgeben, die damals ihrer Blätter beraubt waren, erheben sich drei schöne Mauerflächen von braunen Steinen, die einen Tempel müssen gebildet haben. Zwei Störche hatten dort ihre Wohnung gewählt.

Endlich am östlichen Abhange der Hochebene und in geringer Entfernung von dem Lager unterschied man die Ueberreste eines schönen, stufenförmigen Amphitheaters.

Unglücklicherweise konnte das Malerische der Localität nicht für das Widerwärtige der Lage entschädigen. Die

Folge davon war, daß die Soldaten und Officiere, kaum sich selber überlassen, sich hinter den Mauern sitzend oder liegend vor den feindlichen Kugeln zu schützen suchten, indem sie zugleich aus den trockenen Steinen eine Brustwehr errichteten.

Ehe die Nacht anbrach, war man gegen einen Ueberfall gesichert.

Die Sonne ging unter und dann verbreitete sich rasch eine tiefe Dunkelheit.

Von dem Geschrei ihrer Frauen aufgeregt, breiteten sich die Kabylen jetzt über die Hochebene aus, wo sie in überlegener Anzahl mit Ungestüm unsre Vorposten angriffen, die zu schwach waren, sich ihnen zu widersetzen und sich in das Lager zurückziehen mußten. Bei diesem Rückzuge verdankte mehr als ein Soldat, der verfolgt und bei den Riemen seines Tornisters ergriffen wurde, seine Rettung der Geschicklichkeit, womit er diesen Tornister in den Händen des Verfolgers ließ.

Am 15. nahmen alle Zugänge des Lagers das Aussehen eines Jahrmarktes an, wo die Araber unter dem Vorwande, unsern Soldaten Tabaksblätter, Feigen und Nüsse zu verkaufen, unsre Schanzarbeiten beobachteten.

Als die Nacht gekommen war, verwandelte sich der Markt in ein Blockhaus und die Verkäufer in Feinde. Unsere Soldaten legten einen Hinterhalt; aber ein armer Teufel, der das Husten nicht unterdrücken konnte, verrieth das Geheimniß. Der Hinterhalt bestand aus funfzig Mann, die der Lieutenant Trichardou commandirte. Ein offenes

Theater, welches aus Stufen von prächtigen behauenen Steinen bestand, diente ihm als Zufluchtsort.

Durch diesen Husten von der Gegenwart des Hinterhalts benachrichtigt, flohen die Kabylen mit wildem Geschrei durch die Ruinen von Djemilah. Unsere Soldaten folgten ihnen und sie suchten sich nicht einmal zu vertheidigen. Zwei Kabylen wurden getödtet, aber von unsern Leuten nicht einmal einer verwundet.

Während des ganzen übrigen Theils der Nacht kehrten die Kabylen zum Angriffe zurück, schlichen sich mit dem leichten und stillen Schritte eines Schakals zwischen den Steinen durch und stießen ein eben so durchdringendes Geschrei wie diese Thiere aus, wenn sie entdeckt wurden.

Die Kabylen unterhielten ein ununterbrochenes Gewehrfeuer, was bei uns nicht der Fall war, da wir unser Pulver sparen mußten. Die kleine Schanze, von den feindlichen Schaaren umgeben, die auf diese Mauern anstürmten, glich auf allen Seiten einem geenterten Schiffe. Die Erbitterung war eine halbe Stunde lang so heftig, daß man handgemein wurde. Wir drangen mit Bajonnetstößen auf sie ein und sie erwiderten sie uns mit Pistolenschüssen und Steinwürfen. Diese letzteren Geschosse durften sie nicht erst weit herbeiholen; sie rissen sie aus den Verschanzungen und warfen sie auf unsre Soldaten.

Der Anbruch des Tages machte diesem Kampfe ein Ende, welcher einer der erbittertsten war, die wir bisher geführt, und die Kabylen zogen sich mit entsetzlichem Geschrei zurück, schickten uns zum Abschied einige schlecht ge-

zielte Flintenschüsse zu und ließen uns fünf oder sechs Verwundete.

Am 15. fand derselbe Markt statt und derselbe friedliche Verkehr, wie am Tage zuvor. Die beiden getödteten Kabylen hatte man an einen sehr in die Augen fallenden Ort gelegt. Aber der Zweck, den man sich vorgesetzt hatte, wurde nicht erreicht. Wenn die Getödteten auch Verwandte oder Freunde unter den Händlern mit Tabak, Feigen oder Nüssen haben mochten, so stellten sich diese doch, als ob sie sie nicht erkennten.

Die Nacht führte einen neuen Kampf herbei, aber aus der Ferne. Das vorhergehende Gefecht hatte unsre Gegner zum Nachdenken gebracht.

Am 16. wurde der Markt wieder eröffnet, wie an den Tagen zuvor, doch waren die beiden Leichen verschwunden.

Während des Abends kehrte die Colonne von Setif mit Djemilah etwa zwanzig Verwundeten noch von Djemilah zurück. Auf dem Wege hatte sie Menschen und Dörfer und Alles, was ihr vorgekommen, vernichtet.

Eine halbe Stunde nach der Ankunft dieser ersten Colonne erschienen dreihundert Mann, die man in Mohallah zurückgelassen. Sie kamen mit einer Sendung Wein an, welche zu erwarten und zu geleiten sie beauftragt waren.

Ungeachtet der Vereinigung aller unsrer Streitkräfte fuhren die Kabylen dennoch während eines Theils der Nacht zu schießen fort. Glücklicherweise wurde Niemand verwundet.

Ungeachtet der Entfernung von Constantine und der schlechten Jahreszeit, in die wir eben eingetreten waren, hatte der General den Plan, die Position von Djemilah zu behaupten. Das leichte Infanteriebataillon von Afrika, ein Detachement von der Artillerie und ein Detachement vom Geniecorps, das heißt im Ganzen sechshundert siebzig Mann, wurden bestimmt, diese Aufgabe auszuführen. Diese Garnison hatte nur dreißig Patronen auf den Mann; man bekam noch funfzehn für jeden, doch hielt der Commandeur Chadeysson, welcher voraussah, was geschehen werde, diese Reserve geheim, damit man die schwachen Hülfsmittel desto besser anwenden möge.

Die Colonne entfernte sich, ließ die sechshundert siebzig Mann in den Ruinen dieser alten Stadt zurück, und noch lange hörte man in der Richtung, die sie eingeschlagen, nach und nach schwächer werdend, das Geräusch des Gewehrsfeuers. Die Kabylen, welche die sich entfernenden Truppen begleiteten, verhießen zugleich den zurückbleibenden eine Reihe von Kämpfen, wovon sie bereits eine Probe gehabt hatten.

Das Feldlazareth der Armee nahm unsre, in den letzten drei Nächten verwundeten Soldaten mit und ließ uns zwei tödtlich Getroffene zurück.

Der übrige Theil dieses Tages wurde dazu angewendet, weitere Verschanzungen zu den früheren hinzuzufügen, um die von Mohallah gekommenen dreihundert Mann des afrikanischen Bataillons zu unterstützen. Die ganze Garnison nahm an diesen Arbeiten Theil. Es war keine Zeit zu verlieren.

Am 18. kamen die Kabylen, die sich am Tage zuvor begnügt hatten, uns von der Höhe ihrer Berge zu beobachten, schaarenweise herunter und begannen gegen zehn Uhr Morgens ein Schießen, welches von diesem Augenblicke an bis zum Abend des 22. ununterbrochen fortdauerte. In weniger als einer halben Stunde wurde die ganze Hochebene von Djemilah umzingelt und es begann eine regelmäßige arabische Belagerung. Die Frauen, die nicht beschäftigt waren, die Speisen zu bereiten, waren als Zuschauerinnen zugegen und feuerten die Kämpfenden durch lautes Geschrei an. Es war an ihrer Bewegung und ihrer Lebhaftigkeit, womit sie sich bemühten, diejenigen vorwärts zu drängen, welche unsre Kugeln von unsern Mauern entfernten, leicht zu erkennen, daß wir an ihnen nicht unsre geringsten Feinde finden würden.

Aber diesen zahlreichen Angriffen, die mehr lärmend als ernstlich waren, setzten unsre vollkommen commandirten Soldaten ein Schweigen und eine Disciplin entgegen, worin, wie jeder Einzelne einsah, die allgemeine Stärke beruhen mußte. Nach dem Befehl der Officiere, welche die geringsten Bewegungen beobachteten, feuerten die Soldaten nur selten, nämlich nur dann, wenn der Feind in den Bereich unsrer Waffen kam.

Das Schießen der Feinde wurde am Tage schwächer, ohne aber ganz aufzuhören.

Wir hatten einen arabischen Häuptling unter uns, der es übernahm, unsre guten Verhältnisse zu den Völkerschaften aufrecht zu erhalten, die am Tage Kaufleute und in der Nacht Krieger waren. Dieser Mann hatte nicht die

Absicht gehabt, uns zu verrathen; er hatte sich nur getäuscht. Der einzige Punkt, worin er sich nicht getäuscht hatte, war die Hartnäckigkeit, womit die Kabylen die einmal begonnenen Feindseligkeiten verfolgten. Auf seine Bitte schickte man einen Courier nach Constantine ab.

Am 19. zeigten die ersten Strahlen des Tages unsern Soldaten verdoppelte Streitkräfte. Zwanzig Stunden im Umkreise war Alles benachrichtigt und eilte herbei. Die umgebenden Berge waren nur die Stufen eines unermeßlichen Circus, mit Feinden besetzt, die uns anzugreifen kamen, oder mit Zuschauern, die Zeugen unsrer Vernichtung sein wollten.

In einem bestimmten Augenblick wälzte sich diese ganze Menge von den Gebirgen auf die Hochebene hinunter und stürzte sich auf unsre Brustwehr, die sie gewiß umgestürzt hätte, wenn nicht in der Entfernung von zwanzig Schritten ein wohlgezieltes Flintenfeuer einige Dutzend von ihnen zu Boden geworfen hätte. Der Fall dieser und der Glanz unsrer Bajonnette, die in der Sonne schimmerten, bestimmten die Araber zu einem raschen Rückzuge, wobei manche Brust leichter athmete, als einige Sekunden vorher.

Indessen gewährte uns diese beständige Flucht unsrer Feinde, die in der That nur einmal mit uns handgemein geworden waren, ein großes Vertrauen zu uns selber.

Der 19. hatte, wie wir gesehen, einen guten Anfang, und es war noch nicht alle Hoffnung verloren, wenn unser Bote nach Constantine kam. Indessen litt die kleine Garnison an einem wesentlichen Mangel, denn es fehlte an Wasser. Funfzig Schritte von unsern Mauern floß ein

ziemlich breiter aber nicht sehr tiefer Bach vorbei, aus dem man nicht schöpfen konnte. Um die Feldflaschen zu füllen, wovon jede neun Kannen enthielt, mußte man kleine Näpfe anwenden, welche die Operation langwierig und schwierig machten; übrigens mußte man jedesmal, wenn man Wasser holte, mit dem Feinde handgemein werden, die Verwundeten auf dem Platze zurücklassen und vor allen Dingen viele Patronen verbrauchen; auch fehlte es uns ebenso sehr an Pulver wie an Wasser.

Der Mann, dem wir diese Nachrichten verdanken, war der Stabswundarzt Doctor Philippe.

In dieser großen Verlegenheit, wo es sich darum handelte, des Wassers zu entbehren oder um einen so übertriebenen Preis täglich ein Glas Wasser für jeden Mann zu erhalten, ließ der Commandeur den Doctor Philippe rufen und befragte ihn, wie viele Tage der Mensch wohl ohne Wasser leben könne. Der Stabswundarzt antwortete: Wenn man täglich Branntwein vertheile, könne man acht Tage leben, ohne weiter etwas zu trinken, als einige Tropfen Branntwein.

Das Vertrauen auf die Anführer war so groß, daß diese Worte eine magische Wirkung hervorbrachten; und auf das Versprechen hin, täglich drei kleine Gläser Branntwein zu erhalten, verzichteten Alle auf Wasser und blieben auf ihren Posten.

Die Anzahl der Feinde nahm zusehends zu und man schätzte sie auf zweitausend fünfhundert oder dreitausend. So wie die Streitkräfte sich vermehrten, wurde das Schie-

ßen ununterbrochener fortgesetzt und dauerte am Tage wie in der Nacht fort.

Die Sache wurde immer ernster, und in der Nacht vom 19. auf den 20. schickte man einen zweiten Boten nach Constantine ab.

Während des 19. hatte man die Wallarbeiten begonnen, um die Verbindungen im Lager zu sichern. In der Tiefe von zwei Fuß entdeckte man eine prächtige Mosaïkarbeit; da es aber an Wasser fehlte, so wusch der Arbeiter dieselbe mit seinem Urin ab. Jeder lieferte seinen Beitrag und bewunderte, so wie sie zum Vorschein kam, die Verschiedenheit der Farben und die Regelmäßigkeit der Zeichnung.

Während des 20. versuchten mehrere Häuptlinge zu Pferde eine Colonne zum Angriff gegen uns zu führen, aber es ist schwer, die Araber am hellen Tage zum Angriffe zu bewegen. Schläge mit Yatagans und Stöcken konnten unsre Arbeiter nicht bewegen, ihre Posten zu verlassen, und das Lager wurde der Schauplatz einiger einzelnen muthigen Handlungen.

Fünf oder sechs Männer, welche Häuptlinge zu sein schienen, näherten sich unsern Verschanzungen bis auf sechszig oder achtzig Schritte und riefen uns unverständliche Worte zu, die nur gröbliche Beleidigungen oder herausfordernde Drohungen sein konnten. Sie dienten unsern besten Schützen als Zielscheiben, und sie schossen sie sämmtlich nieder. Wenn ein Mann fiel, stürzten sich wohl zwanzig über ihn her, um die Leiche fortzutragen, was den

Soldaten eine Gelegenheit gewährte, sicher zu schießen. Mehr als hundert Mann fielen bei dieser Gelegenheit.

Ungeachtet unserer gesicherten Stellung tödtete der Feind vermöge seines unausgesetzten Feuers einige von unsern Leuten. Wehe dem Unbesonnenen, der so neugierig war, sich in seinem Zelt oder hinter den Verschanzungen, die wenig über zwei Fuß hoch waren, zu erheben!

Unter solchen Umständen hat der Beruf des Arztes, wenn er sich das Vertrauen der Soldaten erworben hat, etwas Uebermenschliches, der Vorsehung Aehnliches.

Ungeachtet ihrer Leiden baten die Verwundeten den Doctor Philippe sein Leben nicht preiszugeben, da das Leben so Vieler davon abhängig sei.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Stabsarzt," riefen ihm die Leute zu, wenn sie gefallen waren, „und warten Sie die Nacht ab; wir wollen unsre Wunden schon mit unsern Taschentüchern verbinden. Was sollte aus uns werden, wenn diese Schurken Sie tödteten oder gefährlich verwundeten? Wir würden Alle verloren sein."

Der Doctor Philippe befolgte auch wirklich diesen Rath, außer bei schweren Verwundungen, die keinen Aufschub litten.

Wir haben erwähnt, daß die Colonne zwei tödtlich verwundete Soldaten in Djemilah zurückgelassen. Der eine von ihnen starb bald, der zweite hatte Muth gegen den Schmerz, aber nicht gegen den Durst.

Von neun Kannen Wasser, die der Arzt aufbewahrt hatte, waren nur noch zwei übrig; zu den Arzneien und den Verbänden waren sieben verbraucht worden. Der

Feind hielt sich gut und die Belagerung dauerte fort, so daß der arme Mensch bald mit wüthendem Geschrei, bald mit dem Ausdruck der Verzweiflung zu trinken verlangte, ohne daß man seinen Wunsch erfüllen konnte. Da er sterben mußte, wäre es ein Verbrechen gewesen, um seinetwillen Andern einen Theil dieses Wassers zu entziehen, welches sie von einem weniger gewissen Tode erretten konnte.

Der Arzt sah sich daher genöthigt, nicht nur seine Blicke abzuwenden, sondern ihn auch zu verlassen. Indessen gab er ihm eine Citrone, die ihm noch übrig war, und der Unglückliche starb, seine Lippen an die Citronenschaale gepreßt, deren Saft er bis auf den letzten Tropfen ausgesogen.

Die beiden Kannen Wasser, die noch übrig waren, sollten noch andre Scenen ähnlicher Art hervorrufen, und erst waren drei Tage vergangen, seitdem es an Wasser fehlte.

Um diese Lage zu würdigen, um recht zu begreifen, was folgen wird, muß man einmal gesehen haben, wie gebieterisch das Bedürfniß des Durstes für den Soldaten ist, dessen Lippen von den Patronen ausgetrocknet sind, besonders wenn dieser Mensch verwundet ist und Blut verloren hat. Auch schleppte sich ein Verwundeter zu dem Zelt des Wundarztes, um sich von ihm verbinden zu lassen, und beim Anblick des von Blut gerötheten Wassers, in welches der Doctor Philippe seinen Schwamm tauchte, dachte er nicht mehr an seine Wunde und sagte:

„Doctor, geben Sie mir zu trinken, ich bitte Sie!“

„Aber wenn Du dieses Wasser trinkst,“ antwortete

der Arzt, „so wird Nichts mehr übrig sein, um die Verwundeten zu verbinden."

„Lassen Sie mich trinken, ich bitte Sie, und verbinden Sie mich nicht," antwortete der Verwundete.

„Aber die Anderen?" fragte der Arzt.

„Nun, so lassen Sie mich den Schwamm aussaugen; die Andern können ihn auch nach der Reihe aussaugen."

Diese Bitte wurde ihm gewährt.

Und als die Soldaten erfuhren, daß der Arzt, wenn er sie verbinde, sie den Schwamm aussaugen lasse, setzten sie sich neuen Wunden aus, indem sie hofften, auf diese Weise ihren Durst stillen zu können.

Unter diesen trostlosen Scenen wird eine interessante Episode den Scharfsinn des Soldaten zeigen.

Der Kapitain Montauban hatte einen Hund Namens Phanor, der, wie die Uebrigen, an Durst litt und sich endlich entschloß, über die Mauern zu springen und aus dem Bach zu trinken.

Bei seinem ersten Versuch hatten ihn die Flintenschüsse erschreckt; da aber der Durst stärker war, als die Furcht, so faßte er einen kühnen Entschluß und sprang durch den Kugelregen bis zum Bache. Da er keiner Feldflasche und keines Napfes bedurfte, so trank er sich voll und kehrte freudig ins Lager zurück. Dadurch, daß er glücklich durchgekommen, wurde er kühner, und in den folgenden Tagen ging Phanor zwei- oder dreimal täglich seinen Durst zu löschen, je nachdem er mehr oder weniger davon gequält wurde. Zwei Zephyre, die Phanor sein Glück beneideten, hatten einen trefflichen Einfall. Sie

banden ihm einen Schwamm an die Nasenspitze. Wenn Phanor trank, war er genöthigt, seine Nase ins Wasser zu tauchen. Der Schwamm füllte sich und Phanor kehrte, ein Glas voll Wasser in seinem Schwamm in das Lager zurück, mit dessen Hülfe die beiden Zephyre geduldiger als ihre Kameraden den Mangel ertrugen, worin man sich befand.

Man bemerkte auch, daß der Thau in der Nacht an den Flintenläufen Tropfen bildete; anstatt sie zu bedecken, setzten die Soldaten dieselben, so wie auch ihre Säbel, der Luft aus und verschafften sich auf diese Weise einige Erleichterung.

Der Kapitain Maix hatte sein Zelt dem des Doctor Philippe gegenüber aufgeschlagen. Er versah das Geschäft des Unterintendanten, und da dieses Zelt ganz dem Feuer ausgesetzt war, wollte ihn der Arzt mit in das seinige nehmen, welches mehr geschützt war.

Es war nicht das rechte Mittel, den Kapitain Maix zu bestimmen; auch sah sich der Arzt genöthigt, ihn zu einer Partie Piquet aufzufordern, um ihn aus seinem Zelt zu entfernen.

Ein Soldat von der Compagnie erbot sich hierauf, den Boden unter dem Zelt auszuhöhlen, damit der Kapitain in dieser Vertiefung ruhig schlafen könne; aber bei dem ersten Schlage mit der Hacke durchbohrte ihm eine Kugel das Herz.

Von dem Augenblick an wurde es dem Kapitain nicht mehr gestattet, in sein Zelt zu gehen, und er blieb bis zum Ende der Belagerung der Gast des Doctor Philippe.

In der Nacht des 21. wurde ein dritter Bote nach Constantine abgeschickt; aber am Morgen des 21. kehrte er ins Lager zurück. Er hatte nicht durch die feindlichen Reihen gelangen können und war so vielen Flintenschüssen ausgesetzt gewesen, daß nur ein Wunder ihn hatte retten können.

Die Rückkehr dieses Mannes versetzte das ganze Lager in große Traurigkeit, denn da er nicht hatte durchkommen können, mußte man fürchten, daß die beiden andern Boten in die Hände des Feindes gefallen waren und folglich ihren Auftrag nicht hatten ausrichten können.

Indessen war man dem Beispiel des Doctor Philippe gefolgt und hatte alle Kartenspiele im Lager zusammengesucht und gespielt, um den Durst und den Tod zu vergessen, von den man auf allen Seiten umgeben war.

In der Nacht wurde ein vierter Bote zu Pferde abgeschickt. Man hatte die Füße seines Pferdes mit Lumpen umwickelt; aber bei Anbruch des Tages sah man auch ihn zurückkehren, da auch er nicht hatte durchkommen können.

Am Tage des 21. und in der Nacht vom 21. auf den 22. hatte man viel leiden müssen. Schon seit zwei oder drei Tagen schlug man einem Ochsen oder einem Schafe eine Ader auf, und die Leute warteten mit Ungeduld und stritten um das Blut, welches aus der Ader hervorkam.

Während der letzten Stunden dieser letzten Nacht hatten sich Einige die Adern der Arme geöffnet, um sich an ihren eigenen Wunden zu erquicken.

Eine düstere Traurigkeit bemächtigte sich der Belager-

ten, als sie am Morgen den vierten Boten zurückkehren sahen, dessen Rückkehr sie der letzten Hoffnung beraubte.

Im ersten Augenblick hatte man den Einfall, das Lager aufzuheben und mit gefälltem Bajonnet durch diese Schaar von Arabern zu marschiren, aber da mußte man die Verwundeten der Willkühr des Feindes überlassen, und dieser Vorschlag, den Einige machten, fand keinen Anklang.

Man war indessen bis zu dem Augenblick gelangt, wo es unmöglich wurde, länger in dieser Lage zu bleiben. Der Arzt hatte kein Wasser mehr, um die Wunden auszuwaschen, noch Leinwand, um sie zu verbinden. Plötzlich sah man nordöstlich auf dem Gebirge von Ouled Jacub einen zahlreichen Reitertrupp erscheinen, dem ein Mann in einem weißen Bournous, welcher der Anführer zu sein schien, voranritt.

Unsere Soldaten glaubten, es sei eine Verstärkung der Feinde, und entzückt, mit einer entscheidenden Schlacht zu enden, hielten sie ihre Waffen in Bereitschaft; aber zu ihrem großen Erstaunen bemerkten sie, daß beim Anblick dieses Häuptlings, der gleich einer Reiterstatue auf dem höchsten Berggipfel hielt, das Schießen, wie auf einen Zauberschlag, aufhörte. Dies war noch nicht genug, denn der Häuptling gab ein Zeichen, indem er seinen Bournous wie eine Flagge flattern ließ. Hierauf begannen die Kabylen, Männer, Weiber, Kinder und Reiter den Rückzug; da aber diese Bewegung nicht besonders rasch vor sich ging, so sah man von diesem Reiter dreißig Mann ausgehen, die mit ihren flachen Yatagans und mit Stock-

schlägen die Kabylen vor sich hertrieben, gleich den Hirten, die mit ihrem Hirtenstabe die kleinsten und folgsamsten Thiere ihrer Heerde treiben, wohin sie wollen.

Als der Ort von Feinden befreit war, setzte dieser Mann sein Pferd in Galopp, näherte sich allein und ohne Begleitung dem Lager, deutete auf den Weg nach Constantine und sagte zu unsern Soldaten:

„Geht, und wenn man Euch noch aufhalten will, so antwortet, Ihr seid Freunde des Bu-Akas.“

Es war in der That der Scheik von Ferdj' Ouah, welcher erfahren hatte, daß unsere Soldaten von einem seiner zwölf Stämme so großer Gefahr ausgesetzt seien und herbeigeeilt war, um mit einer einzigen Bewegung seines Mantels diese Schaar von Kabylen auseinander zu treiben, wie ein Hauch aus dem Munde des Herrn die Wolken des Himmels zerstreut.

Es war der Triumphbogen, der Zeuge dieser bewundernswürdigen Vertheidigung, dessen Steine der Herzog von Orleans numeriren wollte, um ihn in Paris wieder aufzubauen, als einen neuen Schmuck für den künftigen Carrousselplatz.

## Die Beni-Adesse.
## Die Hachachia.

Wie Frankreich im Mittelalter, wie Spanien noch heutiges Tages, hat auch Algerien seine Zigeuner.

Man nennt sie die Beni-Adesse oder die Kinder der Linsen.

Dieser Stamm wird von den andern Stämmen allgemein verachtet, obgleich auch er sich, wie sie, zum Islam bekennt.

Seine Mitglieder bauen niemals den Boden. Sie sind Spieler und Pferdehändler.

Ihre Frauen geben sich preis.

Sie tragen ein besonderes Kostüm, haben viel Freiheit, ertheilen Rathschläge und wahrsagen mit einem Becher voll Mehl, welches sie in die Hand schütten und die Spitze davon abheben.

Gleich den Zigeunern, den Juden und allen andern zurückgesetzten Stämmen, verheirathen sich die Beni-Adesse

unter sich. Zwei Zeugen reichen hin, und selten wird ein Cadi gerufen.

Wir haben gesagt, das sie Pferdehändler sind. Auf den Jahrmärkten, die sie besuchen, spielen sie gewöhnlich folgenden Streich.

Sie stellen sich den Landleuten in den Weg, welche Lebensmittel oder Waaren auf den Markt bringen und wählen die aus, welche schöne Maulthiere reiten. Je schöner das Maulthier ist, desto gewisser läßt sich voraussehen, daß dem Bauer ein anderer auf einem elenden Maulthiere folgen wird. Unterwegs haben die Bauern mit einander gesprochen und bereits Freundschaft geschlossen, ohne sich zu kennen. Dann nähert sich ein Beni-Adesse dem Bauer auf dem schlechten Maulthiere, hält ihn an, geht um ihn herum, betrachtet das Thier und spricht seine Bewunderung über seine Farbe, über seine Ohren, die Klarheit seiner Augen so wie über die Feinheit seiner Physiognomie aus und bietet vierzig Duros für das Maulthier.

Der Bauer weigert sich, obgleich das Thier nicht den dritten Theil so viel werth ist. Hierauf mischt sich der Bauer, der das gute Maulthier reitet, in die Unterredung und bietet ihm anstatt seines Nachbaren sein Thier, welches doppelt so viel werth ist, um denselben Preis an. Aber der Beni-Adesse hat seine eigenen Einfälle; er will dieses nicht, sondern das andere; er ist hartnäckig, der Bauer auch. Auf alle Fälle bestellt er ihn an einen wohlbekannten Ort; wenn er seinen Sinn ändert, kann er ihm das Maulthier bringen und die vierzig Duros in Empfang nehmen.

Die Unterredung zwischen den beiden Bauern dauert fort; der Bauer erkundigt sich, warum sein Begleiter sein schlechtes Maulthier nicht um einen so hohen Preis hat verkaufen wollen. Dieser erzählt ihm mit Thränen in den Augen, daß er sein Maulthier geerbt hat oder daß es das Geschenk eines Freundes ist. In beiden Fällen hat der Sterbende oder der Geber ihm einen Eid abgenommen, sein Maulthier nie zu verkaufen und es höchstens zu vertauschen. Der Bauer mit dem guten Maulthier hält ihn beim Wort und da es ihm erlaubt ist, sein Thier zu vertauschen, so bietet er ihm das seine dafür an, und da ihn Nichts davon abhält, will er den Zigeuner aufsuchen und es ihm verkaufen. Nach vielen Schwierigkeiten willigt der andere ein und die Maulthiere werden ausgetauscht. Der Bauer eilt mit dem von dem Beni-Adesse so hoch geschätzten Maulthiere an den bestimmten Ort; aber der Beni-Adesse erwartet seinen Kameraden am andern Ende des Dorfes, und da das Maulthier gut ist, so setzt er sich hinten auf, um auf einem benachbarten Markte das Maulthier zu verkaufen, in dessen Besitz er auf diese Weise gelangt ist.

Wenn im Gegentheil ein Araber auf den Markt kommt, um sein Maulthier oder sein Pferd zu verkaufen, so geschieht es selten, daß er nicht eine Viertelmeile vor dem Dorfe von einem Beni-Adesse angeredet wird, der sich mit ihm unterhält und dabei das Thier, welches er verkaufen will, von der Seite ansieht. Nach Verlauf von fünf Minuten ist das Thier vollkommen abgeschätzt. Wenn es einen Fehler hat, so weiß es der Beni-Adesse,

und jetzt beginnt die Spekulation. Je nachdem der Fehler groß ist, muß er dem Beni-Adesse zwei oder drei Duros für sein Schweigen zahlen. Jetzt wird aus dem Tadler ein Bewunderer und er folgt dem Maulthiere oder dem Pferde, indem er die schönen Formen und die vortrefflichen Eigenschaften desselben rühmt, und da der Beni-Adesse ein vortrefflicher Pferdekenner ist, so findet man bald Jemand, der sich anführen läßt.

Eines Tages machte sich ein Bauer auf den Weg zu dem Jahrmarkt in Setif, wo er sein Pferd verkaufen oder vertauschen wollte. Das Pferd war alt, hatte ein weißes, fleckiges Fell und so viele Fehler und Mängel, daß sich der Beni-Adesse nicht einmal die Mühe gab, sie aufzuzählen; übrigens sagte ihm der Bauer ganz offen, er würde das Thier gern für drei oder vier Duros hergeben.

„Wenn Du aber kein Pferd mehr hast," antwortete ihm der Beni-Adesse, „wie willst Du es machen, da Du nothwendig ein Pferd haben mußt?"

Der Araber schlug an seinen Gürtel.

„O!" sagte er, „hier habe ich dreißig bis vierzig Duros, und wenn ich noch zwei oder drei für dieses Pferd dazu bekomme, so kann ich mir ein ganz hübsches Thier dafür kaufen."

Ohne weiter zu gehen, machte ihm der Beni-Adesse den Vorschlag, ihm bei der Anschaffung des neuen Pferdes behülflich zu sein. Der Besitzer will zwei oder drei Duros dafür, und er giebt ihm auf der Stelle zwei; überdies will er dem Araber aus guter Bekanntschaft helfen, ein anderes Pferd zu kaufen. Der Handel wird gemacht, die

beiden Duros bezahlt, der Bauer steigt von seinem Pferde, der Beni-Adesse steigt auf und setzt plaudernd seinen Weg fort.

Kaum ist der Beni-Adesse im Sattel, als das Pferd hinkt. Der Bauer wünscht sich Glück, das Thier gerade in dem Augenblick verkauft zu haben, wo sich das Hinken zeigt, welches seinen Werth noch vermindern mußte; aber der Beni-Adesse ist ehrlich, und obgleich dies eine Ursache ist, das Pferd heimzuschlagen, so läßt er doch den Handel gelten.

Beim Eintritt in Setif begegnet der Beni-Adesse einem Freunde, der ihn auffordert, sein Pferd in den Pferdestall zu führen; er hat sich aber bei seiner Ehre verpflichtet, seinen neuen Freund nicht zu verlassen und ihm behülflich zu sein, ein fehlerloses Pferd von fünf Jahren zu erhandeln. In Folge dessen macht man sich auf, dieses achte Wunder zu suchen. Zwei oder dreimal ist der Bauer im Begriff, eine Wahl zu treffen, aber auf ein Wort seines Führers entdeckt er einen Hauptfehler und setzt seinen Weg fort, bis man endlich an eine Stelle des Marktplatzes kommt, wo ein Schweißfuchs sich von seiner Halfter loszumachen sucht.

„Ich glaube, das ist ein Pferd für mich," sagte der Bauer.

Der Beni-Adesse zeigt einigen Widerwillen, denn der Eigenthümer des Pferdes ist ein sehr gewandter Mann. Man prüft das Pferd also mit Aufmerksamkeit und erkennt, daß das Pferd älter ist, aber doch nicht älter als neun bis zehn Jahre sein kann. Uebrigens ist es ohne Fehler und der Bauer kann es auf Glauben kaufen. Als

man nach dem Preise fragt, fordert er fünf und zwanzig Duros. Der Beni-Adesse ruft, das sei zu theuer, man wolle anderswohin gehen, man werde schon ein besseres finden; wenn es noch zwanzig Duros wären. Zweimal läßt der Pferdehändler die Käufer gehen, aber zum dritten Mal ruft er sie zurück und läßt dem Bauern das Pferd um zwanzig baare Duros.

Der Bauer besteigt sein neues Pferd und kann es kaum halten, so kräftig ist es. Er schlägt seinen Heimweg ein und die ganze Zeit über wiehert das Pferd und giebt alle möglichen Zeichen der Kraft und Lebhaftigkeit.

Als er in seinem Dorfe ankommt, zeigt das Thier nicht bloß Kraft und Lebhaftigkeit, sondern auch Verstand, denn ohne daß der Bauer es lenkt, findet es das Haus und geht ohne Weiteres in den Stall.

Der Araber wünscht sich noch mehr Glück zu seinem Kauf.

Während der Reiter dem Pferde den Sattel abnimmt, kommt sein Sohn herbeigelaufen, der ihn auf einem neuen Pferde hat dahertraben sehen und wünscht seinem Vater ebenfalls Glück zu seinem Kauf. Dies trifft sich um so günstiger, da er am folgenden Tage einen weiten Ritt zu machen hat.

Der folgende Tag kommt und es regnet; aber es thut Nichts, denn mit einem so raschen Pferde wird er bald seine Bestimmung erreicheg.

Unser Araber reitet aus, aber bald begreift er sein Pferd nicht mehr; es läßt den Hals hängen, das Auge ist trübe und der Kopf matt; Peitsche und Sporen nützen

Nichts; es trabt fast nicht mehr, und wenn es endlich, von den Schlägen gezwungen, trabt, so trabt es nicht mehr mit den Beinen, sondern mit dem ganzen Körper.

Zum größten Unglück regnet es, wie der Reiter vorher gesehen, und zwar in Strömen, wie es in Afrika regnet. Dieser Regen bringt eine seltsame Wirkung hervor. Wie in den Gebirgsgegenden das, was im Thale als Regen niederfällt, auf den Höhen als Schnee erscheint, so wäscht der Regen die Ohrspitzen des Pferdes ab, und auch der Hals versilbert sich und es scheint dem Araber, als verwandle sich sein Pferd nicht nur in moralischer, sondern auch in physischer Hinsicht. Er steigt ab, geht um sein Pferd herum, pflückt eine Handvoll Gras und giebt es ihm zu fressen, bis er endlich bemerkt, daß das Pferd ganz weiß wird, und mit Erstaunen sein altes Pferd erkennt.

Man hat ihm Ingwer unter den Schweif gethan, die Fußgelenke mit Terpentin eingerieben und ihm mit Wein angefeuchtete Gerste zu fressen gegeben.

Ueberdies hat man den ganzen Körper bemalt und aus einem weißen Pferde ein hellbraunes gemacht.

Die Gerste ist verdaut, der Terpentin verdampft, der Ingwer unterwegs herausgefallen und Regen hat die hellbraune Farbe abgewaschen, die zum Unglück nicht haltbar war.

Jetzt kann sich der Araber den Verstand des Pferdes erklären, welches allein seinen Stall wiedergefunden hatte.

Außer den Beni-Adesse giebt es noch, wir wollen nicht sagen, einen Stamm, sondern eine Verbindung, ein

Collegium, eine geheime Gesellschaft, nämlich die der Hachachia oder der Hanfraucher.

Der Hachachi muß den ganzen Tag Hanf rauchen, die Gefahr verachten, sich der Frauen enthalten und das Gelübde der Armuth ablegen.

Er muß die Nacht damit zubringen, Igel und Stachelschweine mit Hunden, die er wie seinesgleichen lieben muß, und mit einem eisenbeschlagenen Stabe zu jagen, welches die einzige ihm gestattete Waffe ist.

Der Hatchich, der nichts Anderes ist, als zerquetschter Hanfsaamen, wird aus irdenen Pfeifen, so groß wie ein Fingerhut, geraucht. Zwei oder drei Pfeifen reichen hin, um in Extase zu versetzen, nämlich einen, den übrigen Sterblichen unbekannten Genuß zu verschaffen.

Der Hachachi ißt wenig, zuweilen gar nicht; wenn er ißt, macht er sich ein großes Fest daraus, mit seinen Kameraden die von ihm selbst getödteten Igel oder Stachelschweine zu essen. Einer seiner Triumphe ist seine Rückkehr in die Stadt nach dem Tode des Thieres. In diesem Falle muß er — denn bei der Hachachia ist Alles geregelt — seine Hunde mit der linken Hand an einer eisernen Kette, seinen Stock in der rechten Hand halten und auf dem Rükken in einem Sack von Leinwand sein Stachelschwein tragen, so daß die Stacheln des Thieres durch die Leinwand dringen.

Wenn die Hachachia nicht schlafen oder in Extase sind, haben sie ein Fest. Wer in irgend einem Berufe arbeitet, muß den Ertrag seiner Arbeit der Gesellschaft ausliefern. Indem er mit bloßen Beinen und Füßen geht und elende

Kleider trägt, muß er Alles, was er besitzt, daran wenden, um die Halsbänder seiner Hunde zu schmücken.

Uebrigens ist es eine außerordentlich friedliche Korporation, die sich allein mit dem Hatchich und mit der Jagd beschäftigt. Sie haben einen König, dem sie ein ganzes Jahr lang gehorchen. Der König ist der, welcher im vergangenen Jahr die meisten Stachelschweine getödtet hat.

Wenn das Stachelschwein von den Hunden verfolgt wird, verkriecht es sich unter die Erde; dann öffnen die Hachachia den Bau mit ihren Stöcken, und wenn dies geschehen ist, ziehen die Hunde das Thier hervor.

Tchackar, einer von den Beys von Constantine und Vorgänger des Achmet, verabscheute sie und ließ sie an die Mündungen der Kanonen hängen, die über die Mauern hinausragten. Man führte sie mit ihren Hatchichsäcken und ihren kreuzweis gelegten Pfeifen zum Tode.

Uebrigens herrschte hinsichtlich der Todesstrafen eine gewisse Rangordnung.

Die Türken wurden vermöge ihres Adels in der Casbah erdrosselt.

Die Araber wurden auf den Märkten enthauptet und die Juden fast immer verbrannt.

Während unsers Aufenthalts in Constantine waren wir sehr vertraut mit dem Chaousse des General Bedeau, der schon dem General Négrier und dem Achmet Bey gedient hatte.

Unter dem General Bedeau wurde er nicht beschäftigt. Der General Négrier dagegen beschäftigte ihn mehr als einmal — wahrscheinlich werden wir noch erwähnen, bei

welcher Gelegenheit — aber unter Achmet Bey hatte der arme Mann sehr viel zu thun.

In einer einzigen Nacht hatte er drei und achtzig Köpfe abzuhauen. Er hatte diese Arbeit erst am Tage vollendet, so rasch und geschickt er auch dabei zu Werke ging. Um sechs Uhr Morgens ging er aus der Casbah und blieb stehen wie Augustus, um Kindern zuzusehen, die mit einem Kreisel spielten.

Dies bewies die Herzensunschuld des guten Ibrahim Chaousse, des Scharfrichters.

Der Araber ist vergeßlich und lügenhaft, aber einen Eid hält er immer, nämlich den, welchen er über dem Loch des Abd-el-Kader geleistet hat. Bu-Akas, von dem ich ausführlich gesprochen habe, weiß das sehr wohl. Auch läßt er die Männer, die ihm den Lehnseid ablegen, immer über dem Loch des Abd-el-Kader schwören.

Wenn er mit einem Kabylenstamme verhandelt und auf den Muth und die Treue desselben rechnen zu müssen glaubt, beginnt er damit, den Großen des Stammes Geschenke zu schicken. Diese Geschenke bestehen in Taschentüchern, griechischen Mützen, Schärpen und dergleichen. Dann ladet er sie ein, ihn zu besuchen, oder begiebt sich an einen verabredeten Ort. Wenn die Häuptlinge versammelt sind, setzen sie sich im Kreise nieder, worauf Bu-Akas in der Mitte dieses Kreises ein Loch in die Erde gräbt und Datteln, Bebli und Feigen in das Loch legen läßt. Dann strecken die Häuptlinge alle zugleich die rechte Hand über das Loch aus und schwören, zusammen zu siegen oder zu sterben. Zu ihrem Eide fügen sie die

Worte hinzu: Möge Sidi Abd-el-Kader den von uns erwürgen, der sein Wort nicht hält! Hierauf essen sie die in das Loch gelegten Früchte und trennen sich dann.

Die Kabylenhäuptling sind durch diesen Eid gebunden und es giebt kein Beispiel, daß sie ihn gebrochen hätten.

Wenn ein Kabylenhäuptlinge einen andern tödtet, so verbrennt die Djemaa, das heißt die Vereinigung der Großen, (denn diese Kabylenstämme sind in kleine Republiken getheilt) sein Haus, tödtet seine Heerden und verbannt ihn. Die Verwandten des Getödteten können ihn tödten, wenn sie ihn treffen; aber der Mörder kann sich mit den Verwandten seines Schlachtopfers versöhnen, indem er ihnen Geld giebt oder seine Tochter mit dem Sohne des Ermordeten verheirathet.

Wenn die Versöhnung geschehen ist, kann der Mörder zu seinem Stamme zurückkehren.

Auch die Franzosen haben dieses Vergeltungsrecht zuweilen in Anspruch genommen.

Eines Tages kam ein Jäger von den Spahis in das Gebiet der Ouledabd-en-Hour, und als er unerwartet in ein Haus eintrat, erkannte er den Säbel seines Bruders, der einige Zeit vorher auf einer Wanderung durch dieses Gebiet ermordet worden. Es konnte kein Zweifel sein, daß der Besitzer der Wohnung der Mörder sei. Der Spahi machte auf die Rache Anspruch und sie wurde ihm bewilligt. Der Mensch wurde von seinen Kameraden, den andern Spahis, geknebelt zu dem Oberst Bourgon gebracht, der als Richter fungirte und ihn des Mordes überführte. Der Scheik El-Arab sprach das Urtheil und es wurde

bestimmt, das der Bruder des Getödteten dem Mörder den Kopf abschlagen sollte.

Es fehlte dem Gericht nicht an einer gewissen Feierlichkeit. Vor seinem Zelte sitzend, führte der Oberst Bourgon, wie bereits erwähnt, den Vorsitz. Er trug einen scharlachrothen Mantel und zu seiner Rechten saß der Scheik El-Arab und zu seiner Linken der Cadi.

Die Hinrichtung sollte an der südlichen Seite des Lagers stattfinden, und zwar der Sitte nach in dem Augenblick, wo die untergehende Sonne am Horizont verschwand. Der Zug setzte sich in Bewegung; der noch immer geknebelte Mörder wurde fast von dem ganzen Lager begleitet und der Spahi führte ihn am Strick.

Es war ein großer und kräftiger Mann, der sich nicht freiwillig der Ceremonie fügte, wobei er die erste handelnde Person sein sollte. Auf dem Richtplatze angekommen, der kein anderer Ort war als die Abdeckerei, ließ der Spahi ihn niederknieen, trat an seine linke Seite und sagte zu ihm:

„Bereite Dich, vor dem ewigen Vater zu erscheinen, er erwartet Dich."

Als er diese Worte gesprochen hatte, sammelte der Araber plötzlich alle seine Kräfte, zerriß den Strick und faßte mit einer raschen Bewegung den Griff des Säbels, den der Spahi unter dem Arme hielt und zog ihn aus der Scheide.

Alle, die der Hinrichtung beiwohnten, waren unbewaffnet, mit Ausnahme eines Hufschmidts vom dritten Jägerbataillon, und ehe der Araber Zeit hatte, zuzuschla-

gen, stellte er sich ihm mit seinem Säbel entgegen. Die Kabylen sind nicht stark im Fechten, besonders wenn sie sich unsrer Waffen bedienen, und ehe dieser Zeit hatte zu pariren, hatte er drei oder vier Wunden erhalten. Wie bei den alten Turnieren fand der Kampf vor drei- bis vierhundert Menschen statt. Die Leiche blieb auf dem Kampfplatze liegen und wurde in der Nacht von dem Abd-en-Hour entführt.

Noch müssen wir eine Thatsache erwähnen, die an die alten Zeiten der Bibel zu erinnern scheint. Wenn ein Kabyle stirbt, so hat der von den Brüdern des Verstorbenen, welcher zuerst irgend etwas von dem Kopfe der Wittwe wegnimmt, das Recht, sie zu heirathen. Wenn er anstatt dessen ihm zu Ehren eine junge Ziege schlachtet, so hat er dasselbe Recht. Es giebt kein Beispiel, daß die Wittwe jemals versucht habe, sich dieser Uebereinkunft zu entziehen.

Wir haben Alle Bu-Maza, den Vater der Ziege, gekannt, diesen armen Propheten, der wie die schöne Esmeralda, das Wunder, welches ihn umgab, der Ziege verdankte, die um ihn her ihre Sätze machte, diesem zweiten El-Mohdy, welcher unverwundbar bleiben und unsere Soldaten mit dem Blitze seiner Augen vor sich her treiben sollte, und der, gefangen und auf Kosten der Regierung mit einer Pension von einem Louisd'or täglich beschenkt, die Neugierde der Pariser bis zur Februarrevolution befriedigte, die er vorherzuverkünden vergessen und wo er so erschrocken war, daß er aus Paris entfloh und man ihn erst in Brest wieder gefangen nahm;

Seltsam genug. Wo ist Bu-Maza jetzt? In Ham, in demselben Zimmer, welches der Prinz Louis Napoleon bewohnte.

Wo ist der Prinz Louis Napoleon? Im Elysée.

Wenn es Gott gefällt, werden wir in zwei Jahren noch viele andere Dinge erleben; wir werden Männer im Exil und Gefangene an das Ruder der Regierung zurückkehren sehen; in zwei Jahren — ich schreibe dies heute, am 26. December 1850 — in zwei Jahren werden wir die ganze Frage wegen der Zukunft, zwischen Ledru-Rollin und Raspail verhandeln sehen, da Ledru-Rollin in zwei Jahren bei der vorgehenden Bewegung nothwendig beseitigt werden muß.

Ein Wort an Sie, mein armer Raspail, den ich so lange und so gut gekannt habe, von 1830 bis 1832. Ach! zu den Gefangenen gelangen wenig tröstende Worte in ihr Gefängniß. Ihr Gefängniß wird sich öffnen, Raspail, denn Ihr Gefängniß ist eine Rache, und man hat Sie nach Doullens geschickt, damit sie nicht im Triumphe nach Paris zurückkehren möchten. Warum hat Ihr Advokat mich nicht nach Bourges kommen lassen, mich, der Sie während des ganzen Tages des 15. Mai nicht aus den Augen verloren hatte? Ich hatte es ihm indessen sagen lassen. Dort hätte ich bezeugen können, daß Sie nicht strafbar waren, denn da Sie die einzige Person waren, die ich kannte und liebte unter dieser Menge, so war mir keine einzige Bewegung Ihres Körpers und kein einziger widerstrebender Ausdruck Ihrer Physiognomie entgangen. Haben Sie Geduld, Raspail; 1832 habe ich es der Mut-

ter des gegenwärtigen Präsidenten vorhergesagt, daß man dem Rebellen von Saint-Mery eine Ehrensäule errichten werde.

Wie bin ich von Bu-Maza zu Ihnen gekommen, mein lieber Raspail? Ich weiß es nicht; durch eine Verbindung meines Gedächtnisses und vor allen Dingen durch ein Bedürfniß meines Herzens.

Bu-Maza, der Vater der Ziege, Bu-Maza, der unglückliche Prophet, floh also, von unsern Spahis verfolgt, nach dem westlichen Ufer des Ring.

Ali, ein eingeborner Häuptling und Sohn unseres Verbündeten, des Aga Madj-Achmet, griff den Feind an, der nach allen Richtungen hin entfloh, als man ihn plötzlich sein Pferd anhalten, sich in seinen Steigbügeln erheben und seine Hand vor seine Augen halten sah, die er glühend auf einen entfernten Punkt richtete.

Ali ritt ein vortreffliches Pferd. Er setzte sich wieder in den Sattel, ließ den Zügel nach, berührte die Seiten seines Pferdes mit seinen langen Sporen und verfolgte die Flüchtlinge mit erstaunlicher Schnelligkeit. Zwei Tage vorher war seine Schwester Namens Fatmah entführt worden, und ein junges Mädchen wurde dort von Soldaten des Vaters der Ziege weggeschleppt.

Je mehr sich Ali der Gruppe näherte, in welcher sich das junge Mädchen befand, desto mehr überzeugte er sich, daß es gewiß Fatmah sei, und er hegte keinen Zweifel mehr, als er ihren Namen, so laut er konnte, ausrief und das junge Mädchen sich umwendete. Aber ein Reiter

hielt den Zügel ihres Pferdes und sie war nicht im Stande, es zu lenken.

Bei dem zweiten Ruf aber, den ihr Bruder ausstieß, überzeugte sie sich, daß es gewiß Ali sei, der sie verfolge, zog einen Dolch aus ihrem Gürtel und neigte sich zu dem Reiter.

Der Reiter stieß einen Schrei aus und fiel vom Pferde.

Da Fatmah jetzt Herrin ihres Pferdes war, so lenkte sie er herum und zehn Sekunden später lag sie in Ali's Armen, der sie zu Madj-Achmet zurückführte.

Einen Augenblick später sah man einen andern Eingebornen zurückkehren, der einen Kopf am Sattelbogen hängen hatte und eine Frau in seinen Armen hielt; dieser hieß Kedur.

In derselben Zeit hatte sich eine ganz ähnliche Episode, wie die eben erzählte, ereignet.

Der Mann, welcher diesen Kopf und diese Frau zurückbrachte, hatte sich acht Tage vorher mit einem jungen Mädchen Namens Saïda verheirathet, die seit dem vorigen Tage verschwunden war.

Er hegte keinen Zweifel, daß die junge Frau von den Soldaten des Häuptlings entführt worden, und er machte sich auf, sie mit der ganzen Schnelligkeit zu verfolgen, welche Wuth und Eifersucht, die in dem Herzen des Reiters kämpften, einem Pferde verleihen kann.

Plötzlich bemerkte er einen Beduinen, der eine Frau hinter sich auf dem Pferde fortführte.

Kedur gab seinem Pferde die Sporen, so daß es sich bäumte und vorwärts galoppirte, dann streifte es an den niedrigen Palmbäumen hin und schien die Erde nicht zu berühren.

Er holte den Beduinen ein, tödtete ihn, hieb ihm den Kopf ab, hing ihn an seinen Sattelbogen und kehrt zurück, seine Frau in den Armen haltend.

Im Jahre 1845 hatte eine Abtheilung von der Colonne, die der Oberlieutenant Porey commandirte, eine Bewegung gemacht, die ihn von der Hauptcolonne trennte. Der General war unruhig wegen der Stellung des Obersten und machte sich auf, ihn mit der mobilen Colonne aufzusuchen, an deren Spitze er sich gestellt. Auf der Ebene ankommend, die sich auf der rechten Seite des Weges von Guelma ausbreitet, erblickte man drei Araber, die bei der Annäherung der französischen Colonne rasch entflohen.

„Haben wir hier einen eingebornen Officier?" fragte der General.

„Der Lieutenant Galfallah steht an der Spitze seiner Abtheilung," wurde ihm geantwortet.

Der General gab ihm ein Zeichen, sich zu nähern und sagte, indem er auf die drei fliehenden Beduinen deutete:

„Lieutenant, versuchen Sie, diese Leute einzuholen und von ihnen Auskunft über die Colonne zu erhalten, die wir suchen."

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Lieutenant Galfallah im Galopp nach der Richtung, die ihm der General andeutete, forteilte.

„Aber General," rief einer von den Leuten, „Galfallah hat nie ein Wort französisch lernen wollen und er wird Ihren Befehl nicht verstanden haben."

„Freilich hat er ihn verstanden, denn er führt ihn ja aus."

Galfallah, der ein schönes Pferd hatte, entfernte sich mit fabelhafter Schnelligkeit und die Beduinen ihrerseits entflohen so rasch, wie nur ihre Pferde galoppiren konnten. Bald verschwanden die Flüchtlinge und der Verfolger hinter den Erhöhungen des Terrains und man wartete.

Eine Viertelstunde verging, während welcher man in der Entfernung zwei oder drei Schüsse zu hören glaubte; dann sah man Galfallah wiedererscheinen, der sich fast eben so rasch näherte, als er sich entfernt hatte.

Die Augen All:r waren auf ihn gerichtet und Jeder suchte in seinem Gesichte zu erkennen, wie er den Auftrag des Generals erfüllt habe; aber die Unerschütterlichkeit der Eingebornen ist bekannt.

Die Gesichtszüge des Lieutenants waren vollkommen ruhig; aber als er sich mehr und mehr näherte, sah man etwas, was man nicht erkennen konnte, an seinem Sattelbogen hängen.

Dies unbekannte Etwas waren die Köpfe der drei Beduinen, die Galfallah mit nicht geringerer Grazie, als wenn ein Liebhaber des Tanzes oder der Tragoedie der Cerito oder der Rachel einen Blumenstrauß vom Balkon herunter wirft, zu den Füßen des General Gailbois niederwarf.

Galfallah hatte verstanden, der General Galbois fordere die Köpfe der Beduinen, und er hatte sie geholt.

## Promenade und Ball.

Während ich in dem Kabinet des General Bedeau die eben gelesenen Bemerkungen aufzeichnete, hatten Alexander, Giraud, Desbarolles, Maquet und Chancel einen Spazierritt gemacht. Der Anführer dieser Reiterschaar war unser Landsmann Bonnemain, Lieutenant bei den Spahis.

Er war ein würdiger Repräsentant Frankreichs unter den Arabern dieser Lieutenant Bonnemain. Tapfer wie ein Franzose und ein Araber zugleich, und besonders ein vortrefflicher Reiter, gab er unsern Gefährten das Schauspiel einer Fantasia zum Besten, deren Andenken lange in ihrem Geiste verweilen wird. Bonnemain führte Alles aus, was die Centauren mit ihrem, einer einzigen Seele unterworfenen doppelten Körper vermochten. Die Hochebene, wo diese Evolutionen ausgeführt wurden, war auf der einen Seite von einer steilen Abdachung des Rummel

abgeschnitten, die derjenigen gegenüberlag, an welcher hin-unter die arabische Bevölkerung bei der Einnahme von Constantine zu entfliehen versucht hatte. Der Abhang, unter welchem sich der Fluß wie ein silbernes Band dahin-windet, ist so hoch und steil, daß selbst eine Gemse schwind-lich werden würde.

Bonnemain setzte sein Pferd in Galopp, hielt es am Rande des Abhanges an, ließ es sich auf seinen Hinter-füßen herumdrehen, und bei dieser halbkreisförmigen Evo-lution beschrieben die beiden Vorderfüße, gleich einem Zir-kel, einen Kreis in der Luft.

Es war zugleich schrecklich und erhaben anzusehen.

Gerade in dem Augenblick befand ich mich auf dem entgegengesetzten Abhange und konnte die Thorheit dieses Reiters nicht begreifen, der mit der Gefahr und dem Tode zu scherzen schien.

Bei seiner Rückkehr wurde mir Alles erklärt.

An diesem Abhange hatte die alte Casbah gestanden, die eine Kaserne und ein Pulvermagazin geworden war. Ungeheure Geier mit gelblichem Körper und weißen Häl-sen umschwebten, wie Schwalben, die Dächer, erhoben sich zuweilen bis zu einer solchen Höhe, daß sie nicht grö-ßer, als gewöhnliche Vögel erschienen, und dann ließen sie sich bis zu einer Höhe von dreißig oder vierzig Fuß herunterfallen, wo sie dann plötzlich wieder ihre Flügel ausbreiteten und majestätisch dahinschwebten.

Warum hielten sich diese Geier gerade an diesem Ab-hange und nicht anderswo auf? Weil man ehemals von diesem Felsen die Ehebrecherinnen hinunterstürzte und die

Geier auf den Klippen des Rummel eine gute Beute fanden.

Die Verurtheilten wurden zweitausend Fuß hoch, dreimal so hoch als der tarpejische Fels, hinuntergestürzt.

Einmal faßte der Wind die Kleider einer Frau, die man hinunterstürzte und die bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld betheuert hatte. Sie kam unverletzt unten im Thale an, und selbst ihr Mann glaubte an dieses Wunder.

Heutiges Tages ist diese Todesstrafe abgeschafft, aber die Geier umkreisen noch immer den Fels; gleich den Arabern hoffen sie, daß die französische Herrschaft ein Ende haben werde.

Man hat in Constantine prächtige Bauten ausgeführt. Ich fragte einen Araber, was er von diesen Cisternen, von diesen Brücken, von diesen Wasserleitungen denke.

„Daß das arabische Volk von Mahomed geliebt wird," antwortete er, „da er uns Männer von der anderen Seite des Meeres sendet, um für uns zu arbeiten."

Die Einwohnerschaft von Constantine ist überzeugt, daß wir gekommen sind, um das auszuführen, wozu sie nicht im Stande gewesen, und daß Gott uns, wenn unsre Aufgabe vollendet ist, als jetzt unnütz nach Algerien zurückschicken wird.

Wenn die Stadt Constantine an Cisternen, Brücken und Wasserleitungen gewonnen hat, so hat sie an malerischer Schönheit verloren. Da sind keine Bazars mehr, wie in Tunis, nur Straßen, mit französischen Uniformen

bedeckt, nur Kaufläden, wo man italienisch spricht und Kattun verkauft!

Um mich wegen dieser kleinen Täuschung zu trösten, boten uns die Herren das Schauspiel eines maurischen Balles an, welches wir begierig annahmen.

Die maurischen Bälle erklären vortrefflich das Erstaunen des Dey von Algier, der in einer Abendgesellschaft, wozu er eingeladen war, den Herrn des Hauses, einen reichen Banquier von Neapel, tanzen sah und ausrief:

„Da er doch so reich ist, wie giebt er sich doch die Mühe, selber zu tanzen?“

Auf den maurischen Bällen tanzt man in der That auch nicht, sondern man sieht tanzen.

Gegen neun Uhr Abends traten wir in das Lokal; eine Oellampe an der Wand beleuchtete eine beschädigte Treppe. Man sollte fast glauben, die maurischen Häuser hätten alle nur einen Eingang.

Bis zu der Thür des Zimmers, welches die Frauen bewohnen, sieht Alles elend aus. Tritt man aber in das Zimmer, so wird man von dem dort herrschenden Luxus überrascht.

Das Zimmer, in welches man uns führte, war zu dem Feste eingerichtet. Die Wände, die von Lampen in Form von Straußeiern beleuchtet wurden, waren mit Kalk angestrichen und folglich von blendender Weiße. Der Fußboden war mit feinen Decken von übereinstimmenden Farben belegt, wovon die Araber die Tradition in Spanien zurückgelassen haben, und die nur in Spanien und Algerien gut geflochten werden. Auf den Decken an der

weißen Wand saßen vier Frauen mit bloßen Füßen und ohne Pantoffeln. Ihr Kopf war mit einer sammetnen Mütze mit Goldquasten bedeckt und dazu trugen sie sammetne Leibchen und Pantalons von grünem oder rothem Seidenzeug mit Gold gestickt.

Sie rauchten kleine Cigarren und tranken Kaffee aus vollen Tassen.

Drei von ihnen wenigstens waren liebenswürdige Wesen von vierzehn bis achtzehn Jahren. Die vierte, die indeß auch noch schön war, mochte etwa vier und zwanzig Jahre alt sein. War auch ihr Fleisch nicht so fest wie Marmor, so zeigte doch ihre Haut die Weiße der Milch. Es war eine vollkommen matte Oberfläche, kaum durchzogen von einer perlmutterartigen Ader, wogegen ihre schwarzen sammetnen Augen und der schöne Bogen ihrer Augenbrauen, der sich über der Nase vereinte und mit einer dunklen Linie den doppelten Glanz ihres Blickes deckte, kräftig und sinnlich abstachen.

In der Tiefe des Zimmers waren stufenförmige Sitze für die Zuschauer bereitet.

Ein Nebenzimmer, nur durch einen einfachen Vorhang geschlossen und von einer einzigen Lampe erleuchtet, bot denen einen unbefangenen Winkel dar, welche mit den Tänzerinnen von der Tanzkunst plaudern wollten.

Wir näherten uns diesen Damen, die uns die Hand reichten und uns kleine Cigarren anboten, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit drehten.

Eine andre Gruppe, die aus Musikanten bestand, saß den für uns bestimmten Stufen gegenüber am Boden

und rüstete sich, baskische Trommeln und lange Trommeln, gleich den Kästchen, worin man auf den Jahrmärkten Eisenkuchen verkauft, ertönen zu lassen.

Ich begann, so gut es ging, mit der ältesten von unsern Tänzerinnen eine Unterhaltung in Geberden, als sie mit einer Zierlichkeit, die mein französisches Herz erbeben machte, das Wort „Champagner" aussprach.

„Wie?" sagte ich, indem ich unrecht verstanden zu haben glaubte.

„Champagner," wiederholte Fatmah.

Um meinem Verständniß zu Hülfe zu kommen, welches ihr ein wenig schwerfällig erschien, machte sie die Bewegung eines Trinkenden.

Man konnte sich nicht täuschen. Ich zog vier Duros aus der Tasche, gab sie ihr in die Hand und wiederholte das Wort Champagner mit einer Betonung, welche andeutete:

„Für Champagner, aber für nichts Anderes."

Fatmah war viel verständiger, als ich, denn sie verstand mich sogleich und machte eine Bewegung mit der Schulter, welche sagen wollte:

„Ei, wofür halten Sie mich denn?"

Im ersten Augenblick glaubte ich eine Maurin von dem Stamme der Beni-Lorettes vor mir zu haben, aber ich täuschte mich. Das einzige französische Wort, welches die Constantinerin Fatmah wußte, war das Wort, welches sie so harmonisch ausgesprochen hatte.

Die Unwissenheit dieser armen Geschöpfe war bemerkenswerth. Keine von ihnen hatte sich die Mühe gegeben,

die Zeit zu messen, die sie verlebt. Ich fragte sie nach ihrem Alter, aber keine konnte es mir sagen. Nur die älteste antwortete mir:

„Meine Mutter sagt, ich habe zu sprechen angefangen, als der Bey Mohammed=Monamany gestorben."

Da der Bey Mohammed=Monamany im Jahre 1824 gestorben, so mußte sie vier oder fünf und zwanzig Jahre alt sein.

Eine andere, der ich dieselbe Frage vorlegte, hielt die Hand zwei und einen halben Fuß vom Boden und sagte:

„So groß war ich, als die Franzosen in Constantine eindrangen."

Dies war noch weniger bestimmt, wie man sieht.

Indessen kamen die Zuschauer: es waren Officiere von der Garnison und zwei oder drei höhere französische Verwaltungsbeamte.

Man stellte uns denselben vor und wir machten Bekanntschaft.

Als eine von den Tänzerinnen einen von ihnen eintreten sah, stand sie auf und setzte sich zu ihm. Sie war seine Geliebte.

In diesem Augenblick kehrte die älteste, in jeder Hand eine Flasche haltend, zurück, und ihr folgte ein scheußlicher Groom, der noch zwei Flaschen trug.

Dieser Groom, dieser Diener, dieser Lakai oder wie man ihn nennen will, ist der unerläßliche Begleiter der maurischen Frauen, die mit der Civilisation fortgeschritten sind.

Er ist ihr Lakai, ihr Diener, ihr Vertrauter, kurz, was man in Italien ruffiano nennt.

Es ist unmöglich, sich etwas Häßlicheres, Widerwärtigeres und Schmutzigeres zu denken, als diesen Pagen.

Der Champagner wurde von Fatmah's Gefährtinnen sehr gut aufgenommen, und in einem Augenblicke waren die vier Flaschen verschwunden.

O Huris des Mohammed! wie gut kannte Euch der heilige Marabut, als er die Prophezeiung aussprach:

„Die Giaours (Christen) werden durch die offenen Thüren der Töchter der Gläubigen eingehen; sie werden sich an ihre Tische setzen; diese werden ihre Weine trinken und sich ihnen hingeben."

Gleich Euren Schwestern im Abendlande seid Ihr Töchter der Eva und die verbotene Frucht ist für Euch die wohlschmeckendste.

Auf jeden Fall brachte der Champagner unsre Tänzerinnen in Bewegung. Eine von ihnen erhob sich langsam und graziös wie eine Schlange, schwankte einen Augenblick, wie eine junge Pappel im Winde, gab dann den Musikern ein Zeichen und der Tanz begann.

Ein seltsamer Tanz, der Nichts weiter war, als ein Trippeln auf der Stelle.

Doch veränderte dieser Tanz nach und nach seinen Charakter. Die Tänzerin hatte in jeder Hand ein gesticktes Taschentuch. Mit der linken Hand bedeckte sie das Gesicht, als wollte sie den Ausdruck desselben den Zuschauern verbergen. Die andre Hand hielt sie, wo die schaamhafte

Venus die ihrige hält; nur war diese Hand dem Körper näher.

Nach und nach erbebte der Körper, wand sich und neigte sich vor und rückwärts mit einer Bewegung, die Anfangs langsam war, aber immer lebhafter wurde. Die mit Gold bedeckte Mütze fiel herunter und das Haar löste sich auf, breitete sich über die Schultern aus, bedeckte das Gesicht, verschleierte den Busen und entfaltete sich flatternd wie eine Fahne; dann wurden die Bewegungen immer rascher bis zu dem Ausdruck der glühendsten Lust. Ein Schrei gleich dem eines wilden Thieres beendete die Krisis und die Tänzerin fiel ohnmächtig nieder.

Sogleich eilte eine Matrone herbei, nahm die Tänzerin in ihre Arme und rieb ihr die Nasenspitze mit der flachen Hand. Sogleich öffnete die Tänzerin wieder die Augen, erlangte ihr Bewußtsein wieder und fuhr zu tanzen fort.

Dreimal kam sie zu diesem Paroxysmus; dreimal wurde sie ohnmächtig und dreimal erlangte sie ihr Bewußtsein wieder. Erst beim dritten Mal entfiel ihr ein Theil ihrer Kleidungsstücke gleich ihrer Mütze.

Uebrigens war ihre Haut ungeachtet dieser seltsamen Anstrengung frisch, fast eisig und ohne sichtbare Transpiration geblieben.

Dieser folgte eine zweite. Es war derselbe Tanz, dieselbe Steigerung des Ausdrucks, derselbe Schrei, dieselbe Herstellung.

Dieses Schauspiel beschäftigte uns drei bis vier Stun-

den, während welcher Boulanger und Giraud viele Skizzen zeichneten.

Es ist unmöglich, den Personen, die diesen Tanz nicht gesehen haben, einen Begriff davon zu geben. Selbst die Zeichnung ist ungenügend, um wie viel mehr noch die Beschreibung. Die Zeichnung fesselt die Bewegung, die Feder kann sie nicht beschreiben.

Die gestickten Taschentücher, die von Zeit zu Zeit in den ausgestreckten Händen flattern, während sich der Kopf an der Brust zu verbergen suchte, verliehen der Tänzerin eine reizende Grazie.

Wir gingen um Mitternacht fort. Es ist sehr spät für Constantine. Die Civilisation ist hier noch nicht so weit gekommen, die Bälle um zwei Uhr Morgens zu beenden.

Uebrigens sind die Straßen von Constantine in der Nacht ebenso sicher, wie am Tage. Man weiß Nichts von jenen tapferen Leuten, die sich in den Vertiefungen der Hausthüren verborgen halten und dann hervortreten, um auf der Uhr der Vorübergehenden zu sehen, welche Stunde es ist, oder aus ihrer Börse Almosen fordern. Der General Négrier hatte als Gouverneur, gleich dem Bu-Akas, jenen Leuten den Wunsch verleidet, nach fremdem Besitze zu streben. Unser Freund Ibrahim Gaousse hätte einen Augenblick glauben können, wieder unter der Herrschaft seines alten Herrn, Achmet-Bey, zu sein. Er erzählte uns, daß er in einem Zeitraum von sechs Monaten vier und vierzig Köpfe abgehauen: sieben in einem Tage. Es waren freilich keine drei und achtzig Köpfe, die

unter Achmet-Bey in einer einzigen Nacht vom Rumpfe getrennt wurden; aber es war immer schon etwas, und die Zukunft verhieß mehr.

Diese sieben Köpfe wurden in Folge einer confiscirten Heerde abgehauen, welche auf Wiesen geweidet, die man für die militairische Administration reservirt hatte. In einer Nacht wurden mehrere Flintenschüsse auf die Spahis abgefeuert, welche Schildwache standen. Man erkundigte sich, woher sie wohl gekommen sein mochten, und es wurde angezeigt, daß die Besitzer der Heerden es gethan.

Es waren ihrer sechs, und der General Négrier verurtheilte sie zum Tode.

Als man sie zur Hinrichtung führte, näherte sich ein wohlwollender Mensch, eine mitleidige Seele, dem General und sagte ihm, er begehe einen Irrthum, denn die, welche er bestrafen wolle, wären gewiß nicht schuldig.

Der General hörte ihn an, übergab ihn dann den Händen des Scharfrichters und sagte:

„Richtet diesen mit den Andern hin. Ein Mensch, der solche Schurken vertheidigt, kann nur ihr Mitschuldiger sein!"

Es geschah, wie er befohlen hatte, und wenn wirklich die ungleiche Zahl den Göttern gefällt, so mußten die Götter zufrieden sein, denn sie erhielten sieben Köpfe anstatt sechs.

Die Anekdote machte Aufsehen, und wenn ich mich recht erinnere, wurde im Laufe des Jahres 1842 deshalb ein Antrag in der Kammer gemacht, worauf ein Befehl von Ludwig Philipp folgte, welcher verbot, ohne seine

Zustimmung Köpfe abzuhauen, und wären es auch Köpfe von Arabern.

Seit jener Zeit sind nur zwei Ermordungen in der Stadt Constantine vorgekommen, und der eine Proceß war noch nicht zu Ende. Ein Araber, der auf eine Spanierin eifersüchtig war, die er liebte, hatte dieser einen Messerstich versetzt; aber obgleich sie geschrieen, obgleich sie um Hülfe gerufen und obgleich der Mörder fast bei der That überrascht worden war, weigerte sich die Frau, ihn der That zu beschuldigen und ihn vor dem Gericht als den Thäter anzuerkennen, worauf man ihn in Freiheit setzte.

Der zweite Mord war etwa sechs Monate vor unsrer Ankunft geschehen. Ein arabischer Schlächter war von dem Ehemanne einer Frau, die er liebte und zu welcher er über das Dach des Hauses gekommen, getödtet worden. Der Ehemann hieß Mustapha-Ben-Zaïuch und der Liebhaber Ben-Dunkali. Beim Ehebruch von dem Ehemanne überrascht, wollte ihm dieser einen Eid abnehmen, seiner Frau zu entsagen, aber er weigerte sich. Ben-Zaïuch tödtete ihn in der Wuth.

Als der Geliebte todt war, half die Frau dem Manne das Verbrechen verhehlen. Man warf die Leiche in eine Cisterne. Es verbreitete sich das Gerücht, der Löwe habe Ben-Dunkali gefressen, und Ben-Zaïuch verließ ruhig die Stadt, ohne daß man den geringsten Argwohn gegen ihn hegte.

Als der Ehemann abgereist war, zerschnitt die Frau

die Leiche in Stücke und trug jede Nacht ein Stück an einen andern Ort der Stadt.

Sie wurde in dem Augenblick überrascht, als sie den Kopf von dem Abhange der Casbah in den Rummel rollen lassen wollte.

Wir haben bereits oben erwähnt, daß man sagt, wenn in Afrika ein Mensch verschwindet: der Löwe hat ihn gefressen.

Wir blieben noch zwei Tage in Constantine und nahmen dann von unserm Wirthe, dem General Bedeau, Abschied.

Ich habe ihn erst am 24. Februar 1848 um drei Uhr Nachmittags vor der Deputirtenkammer in dem Augenblick wiedergesehen, als der König Ludwig Philipp eben in einem Stadtwagen entflohen war und Ledru-Rollin die Republik proklamirte.

## Das Lager von Smindoux.

Am 22. December um zwei Uhr Nachmittags verließen wir Constantine.

Es war noch immer derselbe Wagen und derselbe Conducteur; doch da er es bei seiner Rückkehr ohne Zweifel eiliger hatte, als vorher, so benachrichtigte er uns nicht von den Orten, wo der Wagen umzuwerfen pflegte.

Freilich war es, da wir den Wagen kannten, nicht nöthig, uns vorher davon zu benachrichtigen, denn wir fühlten an dem Schwanken seine Neigung, uns von Zeit zu Zeit auf den Weg niederzuwerfen. Dennoch widerstand er seinen Neigungen, und gegen sechs Uhr Abends kamen wir in dem befestigten Lager von Smindoux an, wo wir die Nacht zubringen sollten.

Eine von Holz erbaute Herberge und ein kleines Haus von Stein waren die einzigen Orte im Lager, die ein wirkliches Obdach gewährten.

Das kleine Haus war von dem Zahlmeister des Regiments bewohnt.

Wir traten in die Herberge, wo wir uns ein Abendessen bestellten und uns in Erwartung des Abendessens an einem Ofen zu wärmen suchten. Dies war keine leichte Sache, da wir sehr durchnäßt waren.

Giraud und Desbarolles hatten sich auf den Weg gemacht, ein Schlafzimmer aufzusuchen, und eine Art von Dachkammer gefunden, in die der Wind von allen Seiten eindrang. Sie waren im Begriff, uns diese traurige Nachricht zu überbringen, als der Wirth auf mich zukam und mich fragte, ob ich vielleicht Alexander Dumas heiße. Als ich dies bejahte, überbrachte er mir ein Compliment von dem Zahlmeister und kündigte mir an, daß er von ihm beauftragt sei, mir den unteren Stock des kleinen steinernen Hauses anzubieten, welches wir seit unsrer Ankunft schon mehrmals mit neidischen Blicken angesehen hatten.

Ich fragte, ob wir Alle in dem Stock Platz haben würden und ob Betten für Alle da wären.

Der untere Stock war eine Art von Zelle und enthielt nur ein Bett.

Ich bat unsern Wirth, dem gefälligen Officier meinen Dank auszusprechen, und lehnte es ab.

Diese Aufopferung wurde von den andern Herren nicht angenommen, welche mir auseinandersetzten, daß sie darum nicht besser daran wären, wenn ich mich in einer schlimmeren Lage befinde, und sämmtlich darauf bestanden, daß ich das mir gemachte Anerbieten annehmen solle.

Die Logik, die in diesem Schlusse lag, rührte mich;

aber es blieben noch meine Bedenklichkeiten hinsichtlich des Officiers übrig, den ich seines Bettes beraubte. Der Wirth antwortete mir, er habe schon im ersten Stock ein Gurtbett einrichten lassen, und anstatt ihm eine Entbehrung zu verursachen, würde es ihm das größte Vergnügen gewähren, wenn ich es annähme.

Ich nahm also das Anerbieten an, wollte ihm aber wenigstens meinen Dank aussprechen.

Der Gesandte antwortete mir, der Zahlmeister sei sehr ermüdet heimgekehrt und habe sich sogleich zu Bette gelegt, nachdem er den Auftrag ertheilt, mir sein Anerbieten zu überbringen. Ich konnte ihm also nur danken, wenn ich ihn weckte, wodurch sich meine Höflichkeit in Unbescheidenheit würde verwandelt haben.

Ich bestand nicht weiter darauf und ließ mich in das für mich bestimmte Zimmer führen.

Es war ein hübsches kleines Zimmer mit tannenem Fußboden und tapezirten Wänden, und so einfach dieses kleine Zimmer war, herrschte doch eine aristokratische Reinlichkeit darin.

Es brannte Feuer im Kamin und ich näherte mich demselben. Auf dem Kamin lag ein Buch; ich öffnete es.

Dieses Buch war die Nachfolge Christi.

Auf der ersten Seite dieses Buches stand geschrieben:

„Geschenk meiner vortrefflichen Freundin, der Marquise —“

Der Name war durchstrichen, so daß man ihn nicht lesen konnte.

Ich erhob meinen Kopf und sah mich um, denn ich

zweifelte, in Afrika, im Lager von Smindoux zu sein, und meine Blicke fielen auf ein kleines Daguerreotyp-portrait.

Es stellte eine Frau von sechs bis acht und zwanzig Jahren vor, die in einem Fenster lag und durch die Gitterstangen eines Gefängnisses den Himmel anblickte.

Die Sache wurde jeden Augenblick seltsamer: diese Frau war mir nicht unbekannt.

Nur schwebte diese Aehnlichkeit, die ich wiedererkannte, in nebelartigem Zustande an dem undeutlichen Horizonte der Vergangenheit.

Wer war diese gefangene Frau? In welcher Art und zu welcher Zeit hatte sie sich in mein Leben gemischt? Welchen Antheil hatte sie daran genommen? Einen oberflächlichen oder bedeutsamen? Dies war mir zu bestimmen unmöglich.

Und doch, je mehr ich diese Frau ansah, desto mehr bestärkte ich mich in der Ueberzeugung, daß sie mir nicht unbekannt sei.

Ich brachte länger, als eine Stunde, den Kopf auf die Hand gestützt, zu. Während dieser Stunde erschienen alle Phantome meiner Kindheit, von meinem Willen hervorgerufen, vor mir, einige strahlend, als hätte ich sie erst am Tage zuvor gesehen, andere im Halbdunkel und noch andere wie verschleierte Schatten.

Es war unnütz. Ich fühlte wohl, daß die Frau auf dem Portrait zu diesen letzteren gehöre; aber ich konnte den Schleier nicht lüften, der sie verbarg.

Ich legte mich nieder und schlief ein, hoffend, daß mein Traum heller sein würde, als mein Wachen.

Ich täuschte mich.

Man weckte mich um fünf Uhr, indem man an meine Thür klopfte. Ich zündete Licht an und kleidete mich an; dann rief ich unsern Wirth, dessen Stimme ich durch die Thür erkannt hatte.

Er eilte herbei und ich bat ihn, für mich bei dem Besitzer des Zimmers, des Buches und des Portraits um die Erlaubniß zu bitten, ihm meinen Dank aussprechen zu dürfen; denn wenn ich ihn sähe, möchte sich vielleicht das ganze Geheimniß erklären. Wenn der Anblick nicht hinreichte, blieb mir auf jeden Fall noch das Wort übrig, und auf die Gefahr hin, unbescheiden zu erscheinen, war ich entschlossen, ihn zu befragen.

Aber man antwortete mir, der Zahlmeister sei schon um vier Uhr Morgens abgereist und habe sein Bedauern ausgesprochen, so früh abreisen zu müssen, da es ihn des Vergnügens beraube, mich zu sehen.

Jetzt war es klar, daß er mich mied.

Ich faßte meinen Entschluß und suchte ihn zu vergessen.

Aber man kann nicht vergessen, was man will.

Wir frühstückten und reisten dann ab.

Als wir etwa eine Stunde zurückgelegt hatten, stiegen wir aus, um eine Anhöhe hinaufzugehen.

Der Conducteur näherte sich mir.

„Mein Herr,“ sagte er, „wissen Sie den Namen des Officiers, der Ihnen sein Zimmer überlassen hat?“

„Nein, zum Henker!“ antwortete ich; „seit gestern wünsche ich ihn zu wissen.“

„Er heißt Herr Collard.“

„Collard!“ rief ich; „und warum haben Sie mir diesen Namen nicht früher gesagt?“

„Ich habe ihm versprechen müssen, Ihnen denselben nicht eher zu sagen, als bis wir eine Stunde von Smindoux entfernt wären.“

„Collard!“ wiederholte ich, wie Einer, dem man eine Binde von den Augen nimmt.

Dieser Name erklärte mir in der That Alles. Diese Frau, die durch die Gitterstangen eines Gefängnisses zum Himmel aufblickte, diese Frau, deren Bild mein Gedächtniß nur undeutlich bewahrt hatte, war Marie Capelle, es war Madame Lafarge.

Ohne Zweifel hielt er sie für unschuldig, dieser arme Verbannte von Smindoux, der sich, indem er mir sein Zimmer anbot, der Tage unsrer Jugend erinnerte, wo wir sorglos in den schattigen Alleen des Parks von Villers-Hellon umherschwärmten; und doch hatte er aus falscher Schaam mich, den Freund und Kameraden seiner ersten Jahre, nicht sehen wollen.

Der Unglückliche hatte sich des sympathetischen Händedrucks beraubt, der uns Beide um dreißig Jahre würde verjüngt haben.

Und dies Alles aus Furcht, mein Stolz möchte ihm einen Vorwurf daraus machen, der Verwandte und Freund einer Frau zu sein, deren Freund ich selber und deren Verwandter ich auch fast gewesen.

O! wie wenig kanntest Du mein Herz, armes blutendes Herz, und wie habe ich Dir diesen verzweiflungsvollen Zweifel übel genommen.

In meinem Leben habe ich wenig so bittere Empfindungen gekannt, wie die, welche in diesem Augenblick mein Herz mit Traurigkeit überschwemmte.

„Was ist Ihnen?" fragten meine Freunde.

Und Thränen in den Augen erzählte ich ihnen, was mir eben begegnet war.

---

## Die Zephyre.

Um zwei Uhr Nachmittags kamen wir in El-Arruch an.

Groß war mein Erstaunen, als ich eine Deputation von zwölf Soldaten und Unterofficieren von dem dritten afrikanischen Bataillon auf mich zukommen sah.

Das Gerücht von meiner Reise hatte sich verbreitet und man kam, mich zu bitten, einer ungewöhnlichen Vorstellung beizuwohnen.

Da man wußte, daß ich noch an demselben Abend in Philippeville ankommen wollte, so sollte die Vorstellung bei Tage stattfinden.

Es währte einige Zeit, ehe ich begriff, welche Art von Ehre man mir erweisen wollte, und welcher Vorstellung man mich beizuwohnen bat.

Ich wurde als dramatischer Schriftsteller empfangen. Die Vorstellung, welcher ich beiwohnen sollte, war die Tochter des Dominique und Farinelli.

Die Schauspieler waren Soldaten und Unterofficiere

des dritten afrikanischen Bataillons, sonst auch die Zephyre genannt.

Hier wird es am Orte sein, etwas von dieser durchaus französischen Schöpfung zu sagen, die in Afrika und selbst in Frankreich unter dem Namen der Zephyre bekannt ist.

Ein Regierungsbefehl von 1831 organisirte die afrikanischen Bataillone, die aus Sträflingen bestanden, welche kein so schweres Vergehen begangen hatten, daß es die militairische Degradation nach sich zog. Diese Bataillone sollten immer die Vorposten einnehmen.

Das erste Bataillon nahm den Namen Schakal an.

Das zweite taufte sich Zephyr.

Das dritte nannte sich Stieglitz.

Von diesen drei Namen wurde nur ein einziger beliebt, und dies war der Name Zephyr.

Das erste Bataillon „Schakal" baute die Schanze von Tixeraïn, zwei Stunden von Algier. Dies war damals unser äußerster Vorposten.

Das zweite Bataillon „Zephyr" baute die Schanze von Birkaden.

Das dritte „Stieglitz" baute die von Duaira.

Diese drei Bataillone beliefen sich auf sechstausend Mann.

Da sie immer auf den Vorposten beschäftigt wurden, wie es ihre Bestimmung war, und an allen gefahrvollen Expeditionen Theil nahmen, so hatten die Zephyre tausend Gelegenheiten, sich auszuzeichnen. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keine vorübergehen ließen.

Zuerst zeichneten sie sich 1835 bei Makta aus; dann 1836 bei dem Uebergange über den Gebirgspaß von Muzaïa; dann bei der ersten Belagerung von Constantine, wo sie während der Nacht das Brückenthor und das Flußthor angriffen; dann bei der zweiten Belagerung, wo funfzig Mann und der Kapitain Guinard bei der Explosion umkamen. Hundert Zephyre hatten freiwillig an dem Angriffe Theil genommen; der Kapitain Cahoreau wurde getödtet; ein Zephyr Namens Adam drang zuerst in die große Straße ein und bekam das Ehrenzeichen.

Zephyre waren es, die das Lager von Djemilah besetzten, dessen wunderbare Vertheidigung wir erzählt haben.

Zephyre waren es, die sich zu Mazagran hundert fünf und zwanzig gegen sechstausend hielten!

Diese letzte Thatsache war so unglaublich, daß die Engländer sie leugneten.

„Es ist sehr einfach,“ sagte der Kapitain Lelièvre; „wenn sie es bezweifeln, haben wir Nichts weiter zu thun, als noch einmal den Beweis zu liefern.“

Auch kam 1836 ein Befehl, welcher bestimmte, daß jeder Zephyr, welcher eine Heldenthat ausgeführt habe oder eine bestimmte Zeit unbestraft geblieben sei, die Strafcompagnien verlassen und in ein Regiment der afrikanischen Armee eintreten könne.

Dabei hatte man aber Eins übersehen, nämlich, daß der Zephyr aus seinem Adoptivvaterlande sein eigentliches Vaterland machen würde. Afrika ist für den Zephyr das Land der Verheißung. Sobald der Zephyr in Algerien

Fuß gefaßt hatte, wollte er Algerien nicht mehr verlassen. Wenn er nach seiner abgelaufenen Zeit nach Frankreich zurückkehrt, verkauft er sich wieder, um das geliebte Afrika wiederzusehen, unter dessen Himmel sein Ruf gereift ist. Wenn er mit seinem Regimente zurückkehrt, ermüdet ihn die Disciplin Frankreichs und er sehnt sich nach den Schauspielen des fabelhaften Landes, nach den abenteuerlichen Märschen und nach dem Feuer, dem er trotzen mußte; er sehnt sich sogar nach dem Regen, der ihn erstarren macht, und nach der Sonne, die ihn verbrennt. Dann zerbricht er einen Flintenkolben, verkauft ein Paar Schuhe oder desertirt. Eine Verurtheilung läßt ihn unter die Zephyre zurückkehren, man schickt ihn nach Afrika zurück, wo er das wandernde und excentrische Leben wiederfindet, welches den Zephyr zu dem Zigeuner der Armee macht.

Im Jahre 1834 organisirte der General Duvivier, der damals Oberstlieutenant war, eine Koppel Hunde, deren Aufgabe es war, in der Nacht die Blockhäuser zu bewachen und am Morgen die zum Recognosciren ausgeschickten Soldaten zu begleiten, damit die Heerden ihre volle Freiheit zu weiden haben möchten. Zwanzig von diesen Hunden waren zur Bewachung der Blockhäuser bestimmt und zehn andere zum Recognosciren. Sie wurden von einem Zephyr abgerichtet, unter dessen Leitung sie ausgingen und der sie bei ihren Jagden auf die Araber hetzte. Man nannte ihn den Hundeoberst. Wie man leicht begreift, blieb dieser Oberst nicht lange am Leben, da er als Zielscheibe für die Feinde diente; und doch, wenn einer getödtet war, boten sich zehn zu dem Posten an.

In einer Nacht hatten die Araber in der Nähe eines Kirchhofes einen Hinterhalt gelegt. Am Morgen gingen die Hunde bei ihrem gewöhnlichen Recognosciren darauf zu. Eine Hündin, Namens Blanchette, entdeckte den Hinterhalt zuerst. Sie sprang dem vordersten Araber an die Kehle. Der Araber hieb ihr mit seinem Yatagan die Pfote ab; aber darum ließ ihn Blanchette noch nicht los. Der halberwürgte Araber fiel in unsre Hände. Blanchette wurde amputirt und wohnt in Bougie unter den Invaliden.

Bougie ist für den Zephyr fast eine heilige Stadt, wie Mekka, Medina, Ddjedda und Aden für die Muselmänner. In Bougie ist eine der auffallendsten Thaten geschehen, die in der Geschichte der Heldenthaten der Zephyre für die künftigen Geschlechter aufgezeichnet ist. Diese That ist der Verkauf der Hauptwache, wo ein Zephyr gefangen saß.

Diese Hauptwache war ein hübsches neues Haus mit eisernen Stangen vor den Fenstern und einer verzierten und mit Nägeln beschlagenen Thür. Es war eine sehr angenehme Wohnung zu einer Zeit, wo die Kabylen selbst bis in die Stadt Ausfälle machten. Ein Ansiedler, der erst kürzlich angekommen war, näherte sich diesem Hause, betrachtete es mit wohlgefälligen Blicken und ließ keinen Zweifel übrig, daß er den Wunsch hege, der Besitzer desselben zu werden.

Hierauf öffnete sich das Fenster und es zeigte sich ein Zephyr, der durch die Gitterstangen eine Unterredung mit ihm anknüpfte.

„Das ist ein hübsches Haus, Soldat,“ sagte der Ansiedler.

„Ja, es ist nicht häßlich," antwortete der Zephyr.

„Wem gehört es?"

„Zum Henker! dem, der es bewohnt, sollte ich denken."

„Gehört es Ihnen?"

„Freilich gehört es mir."

„Als Eigenthum oder haben Sie es nur gemiethet?"

„Als Eigenthum."

„Pest! Da sind Sie nicht unglücklich. Wenig Militairpersonen wohnen so gut, wie Sie."

„Es ist mir eine Erbschaft zugefallen, und da habe ich es bauen lassen. Uebrigens ist die Arbeit in Algerien nicht theuer."

„Wie viel kostet Ihnen denn dieser kleine Palast?"

„Zwölftausend Franken."

„Lassen Sie mir Zeit und Sie sollen zweitausend Franken daran gewinnen."

„Ei nun, die Sache ließe sich hören. Ich habe aber Unglück gehabt, welches mich nöthigt, es zu verkaufen."

„Unglück?"

„Ja, mein Banquier hat fallirt."

„Ei, das trifft sich ja vortrefflich!"

„Meinen Sie?"

„Nein, ich wollte nur sagen, das war sehr unglücklich für Sie!"

„Wie viel werden Sie anzahlen?"

„Tausend Franken und das Uebrige —"

„O! mit dem Uebrigen ist es mir gleich. Damit will ich Ihnen so lange Zeit lassen, wie Sie wollen."

„Fünf Jahre?"

„Vortrefflich! fünf Jahre, zehn Jahre. Ich bedarf gerade tausend Franken."

„Dann ist die Sache abgemacht. Ich habe gerade die tausend Franken bei mir."

„Erwarten Sie mich bei dem Weinhändler."

„Gut, ich werde dorthingehen."

„Wenn Sie dort unten an der Straßenecke vorbeikommen, schicken Sie mir den großen Blonden her, der ist der Schlosser des Regiments. Ich muß Ihnen nämlich sagen, meine Kameraden haben mir einen Streich gespielt, mich hier eingeschlossen und den Schlüssel mitgenommen."

„Ich werde ihn schicken."

Der Ansiedler eilte zu dem Weinhändler, um dort den Hausbesitzer zu erwarten, nachdem er den Schlosser zu ihm geschickt.

Der Schlosser kam und die Sache wurde ihm auseinandergesetzt. Es handelte sich darum, die tausend Franken zwischen dem Gefangenen, dem Schlosser und der Schildwache zu theilen.

Nach Verlauf von fünf Minuten war die Schildwache in Kenntniß gesetzt und die Thür geöffnet.

Nach einer halben Stunde war der Contract besprochen, unterzeichnet und der Zephyr steckte seinen Antheil an den tausend Franken ein.

Zwei Stunden später wollte der Ansiedler einziehen.

Ein Officier ging mit einer Patrouille vorüber und sah, daß ein ganzes Mobiliar vor der Thür der Hauptwache abgeladen wurde.

Die Thür war offen und er trat ein. Der Ansiedler ließ Breter annageln.

Einen Augenblick sah er ihm mit Bestürzung zu und fragte dann:

„Was, zum Teufel! machen Sie denn da?"

„Was ich mache? Sie sehen es ja; ich ziehe ein."

„Sie ziehen ein? wohin denn?"

„In mein Haus."

„In welches Haus?"

„In dieses."

„Dieses Haus gehört Ihnen?"

„Es gehört mir."

„Und wie kommt es, daß es Ihnen gehört?"

„Ich habe es gekauft."

„Von wem?"

„Von dem Besitzer."

„Wo war denn der Besitzer?"

„Hier drinnen."

Der Officier sah seine Soldaten an. Die Soldaten sahen einander an. Sie hatten schon eingesehen, was ihm jetzt erst klar zu werden anfing.

„Und was ist aus dem Besitzer geworden?" fuhr der Officier fort.

„Das kümmert mich nicht," sagte unbekümmert der Ansiedler, indem er seine Sachen zu ordnen fortfuhr.

„Wie! das kümmert Sie nicht? War er denn nicht eingeschlossen?"

„Freilich, denken Sie nur, seine Kameraden hatten ihm einen Possen gespielt und ihn eingeschlossen; aber ich habe

ihm den Schlosser des Regiments, den großen Blonden, zugeschickt, und da ist er zu mir in die Weinhandlung gekommen, wo wir den Contract abgeschlossen haben."

„Vor einem Notar?"

„Nein, wir haben ihn bloß unterzeichnet; aber in drei Monaten werde ich ihn beglaubigen lassen."

„Und Sie haben angezahlt?"

„Tausend Franken baar."

Der Officier konnte nicht umhin, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

Der Ansiedler sah ihn mit Erstaunen an.

„Zweifeln Sie daran?" fragte er.

„Gewiß."

„Hier, sehen Sie das Papier."

Der Officier las und fand, daß es ein regelrechter Contract war, der die Quittung über tausend Franken und die Verpflichtung enthielt, noch dreizehntausend nachzuzahlen.

Der Ansiedler hatte von einem gefangenen Zephyr die Hauptwache des Regiments gekauft.

Die Sache kam vor das Tribunal in Bougie, welches nicht den Muth hatte, den Urheber dieses bewundernswürdigen Streiches zu bestrafen.

Der Zephyr wurde freigesprochen und ging durch die Triumphbogen, die ihm seine Kameraden errichteten, in sein Quartier zurück.

Der Zephyr besitzt alle angebornen Wissenschaften. Er ist Naturforscher, Archäolog und versteht Thiere abzurichten: er ist geborner Lieferant von Kröten, Eidechsen,

Schlangen, Chamäleons, Heuschrecken, Sterneidechsen und Springhasen. Wer nach Afrika kommt, um Sammlungen von Thieren anzulegen, kann sich an ihn wenden; wenn die Natur arm wird, unterstützt er sie; wenn die Gattung fehlt, erfindet er sie.

So hat der Zephyr die Rüsselratte erfunden.

Wir wollen eine fast unglaubliche Thatsache erzählen, die indessen in Algerien allgemein bekannt ist.

Zu der Zeit, wo die wissenschaftliche Commission die Provinz Bona durchforschte, stand das dritte Bataillon der Zephyre in dieser Stadt in Garnison. Eines Morgens sah der Präsident der Commission einen Zephyr zu sich kommen, der einen Käfig trug, worin sich ein kleines Thier sehr lebhaft bewegte, welches der Gegenstand der zärtlichsten Aufmerksamkeit für seinen Besitzer war.

Die Aufmerksamkeit des Gelehrten wurde dadurch erregt, daß der Zephyr so freundschaftlich mit dem Thierchen im Käfig sprach.

„Was bringst Du mir da, mein Freund?" fragte er den Zephyr.

„O Herr Oberst" — der Präsident der wissenschaftlichen Commission war Oberst und ein Mann von viel Geist, wie wir Alle wissen — „o Herr Oberst, ein kleines Thier, nicht größer als eine Faust, wie Sie noch nie eins gesehen haben."

„Nun, so zeige es mir."

„Hier, Herr Oberst."

Und der Zephyr übergab dem Officier den Käfig, der seinen Schatz einschloß.

„Ei, das ist ja eine Ratte, die Du mir da bringst," sagte der Oberst.

„Ja, aber es ist eine Rüsselratte."

„Wie, eine Rüsselratte?"

„Studiren Sie sie, prüfen Sie sie, nehmen Sie eine Loupe, wenn Sie mit Ihren Augen nicht deutlich genug sehen."

Der Oberst studirte, prüfte, nahm eine Loupe und erkannte eine Ratte von der gewöhnlichen Art; nur hatte diese Ratte, wie der Zephyr gesagt, einen Rüssel an der Nase, der sich fast auf derselben Stelle befand, wo das Rhinoceros sein Horn trägt — einen Rüssel, der mit Beweglichkeit und fast mit Verstand begabt war.

Uebrigens war sie den gemeinen Ratten völlig ähnlich; doch der Rüssel, mit dem sie geziert war, verlieh dieser einen vorzüglichen Werth.

„Hm! hm!" sagte der Gelehrte.

„Nun?" sagte der Zephyr.

„Was soll Deine Ratte kosten?"

„Herr Oberst, Sie wissen wohl, daß meine Ratte unschätzbar ist, aber Sie sollen sie für hundert Franken haben."

Der Oberst hätte tausend für dieses kostbare Exemplar gegeben.

Er prüfte das Thier von Neuem. Es war ein Männchen.

„Sollte es nicht möglich sein, das Weibchen dazu zu bekommen?" fragte er.

„Pest!" sagte der Zephyr, „ich begreife, Sie wollen

mehr von der Race haben. Geben Sie mir hundert Franken für das Männchen und ich will versuchen, Ihnen auch ein Weibchen zu schaffen."

„Bis wann?"

„Ah! es ist ein verdammt schlaues Thier; da dies eine verschwunden ist, wird der ganze Stamm auf seiner Hut sein. Vor zwei oder drei Wochen kann ich es nicht versprechen."

„Ich gebe Dir einen Monat Zeit."

„Und ich werde auch hundert Franken für das Weibchen erhalten?"

„So wie Du hundert Franken für das Männchen erhältst."

„Dann sollen Sie das Weibchen erhalten."

„Hier sind die hundert Franken."

„Ich danke Ihnen, Herr Oberst."

Und der Zephyr steckte die hundert Franken ein.

Drei Wochen später kam er mit einer Rüsselratte weiblichen Geschlechts wieder.

„Hier ist das Thier, Herr Oberst; doch hat es mir viel Mühe gemacht, das kann ich Ihnen versichern."

Der Oberst prüfte das Thier und es fehlte Nichts daran. Seine Freude war groß, denn er hatte jetzt ein Paar.

Auch wurde er eine Zeit lang von seinen Collegen beneidet. Herr Ravoissier schlief nicht und Herr Delamalle wurde krank.

Sie forderten Rüsselratten von allen Zephyren, die ihnen begegneten.

Diese sahen einander an und antworteten:

„Verstehe nicht."

Die Rüsselratte stieg im Preise.

Die erste, welche wieder erschien, wurde um zweihundert Franken verkauft. Dann wurde dieses so seltene Thier allgemeiner und es verging kein Tag, wo nicht eine Rüsselratte zu verkaufen war.

Sie kamen auf hundert Franken, dann auf funfzig und endlich auf fünf und zwanzig herab.

Das Recept zu Rüsselratten war bekannt geworden.

Es war mit geringem Unterschiede dasselbe, welches die bürgerliche Köchin angiebt, um Hasenpfeffer zu machen.

Doch bedarf man, um Hasenpfeffer zu machen, nur eines Hasen; um aber eine Rüsselratte zu machen, muß man zwei Ratten haben.

Man nimmt das Schwanzende der einen, welches man auf die Nase der andern pfropft und mit Gummiharz befestigt. Dabei wickelt man das Thier so ein, daß sich der Verband nicht verrückt. Nach Verlauf von vierzehn Tagen giebt man ihm die Freiheit wieder und das Kunststück ist fertig.

Von diesem Augenblick an hängt das Schwanzende mit der Nase der Ratte zusammen, wie ein abgeschnittener Sporn an den Schädel eines Hahns anwächst, und man hat eine Rüsselratte.

Nur pflanzen sich die Rüsselratten nicht fort. Wenn man eine haben will, muß man sie pfropfen.

So viel von der Naturgeschichte. Gehen wir jetzt zur Archäologie über.

Ein Banquier aus der Schweiz, der ein großer Liebhaber von Alterthümern war, reiste nach Afrika und suchte römische Ruinen auf. Schon hatte er einige wichtige Acquisitionen gemacht, als ihm ein Zephyr einen Stein brachte, der als Grabdeckel gedient zu haben schien. Es befand sich eine vollkommen erhaltene Inschrift darauf, die, nach der Form der Buchstaben zu urtheilen, aus dem Jahrhundert des Augustus war.

Diese Inschrift war folgende:

C. ELL<br>
A. RI. V. S. P. O.<br>
LK. A. M.<br>
IN<br>
VEN . . . . . T<br>
A . . . . . V<br>
I<br>
T. E<br>
T. NON. D.<br>
EC.<br>
O. R. A.<br>
BI<br>
T<br>
[illegible]

Der Ge[illegible] Inschrift nach, die er für eine Kleinigkeit, für achtzig Franken, glaube ich!, erstanden hatte.

Je mehr er nachsann, desto weniger fand er den Sinn.

Auch hielt er es für angemessen, sich an unsern ge-

lehrten Freund Berbrugger zu wenden, welcher den Stein prüfte und den Kopf schüttelte.

„Von wem haben Sie diese Antike gekauft?“ fragte er den Schweizer.

„Nun, von einem Soldaten.“

„Von einem Zephyr, nicht wahr?“

„Ich glaube ja.“

„Nun, wollen Sie, daß ich Ihnen sage, was diese Inschrift zu bedeuten hat?“

„Sie werden mir ein großes Vergnügen machen.“

„Hören sie also: Cellarius Polkam inventavit et non decorabitur, welches in wörtlicher Uebersetzung heißt: Cellarius hat die Polka erfunden und wird doch keinen Orden bekommen.“

Der schweizerische Banquier war ein Mann von Geist, obgleich Banquier und obgleich Schweizer, und fand die moderne Inschrift viel interessanter, als wenn sie antik gewesen wäre. Er nahm sie mit nach Zürich, wo sie den besten Platz in seinem Cabinet einnimmt.

Der Zephyr ist nicht immer Gauner, und zuweilen giebt er den Käufern Waare für ihr Geld.

Im Jahre 1836 bei dem Feldzuge nach Mascara begleitete ein Pariser als Liebhaber die Colonne. Man hielt ein Bivouak, wobei man in der Hoffnung, den Feind zu überraschen, Feuer anzuzünden verbot. Der Pariser, der dem Winde des Abends und dem Thau der Nacht ausgesetzt war, ohne ein anderes Kleid als seinen Mantel zu haben, rief:

„Wahrhaftig, ich gäbe gern fünf und zwanzig Louisd'ors, wenn ich ein Haus haben könnte."

„Wie wünschen Sie es, mein Herr," sagte ein Zephyr, sich ihm nähernd, „von Holz oder von Leinwand?"

„Von Holz," antwortete der Erste.

„Und Sie werden fünf und zwanzig Louisd'ors geben, wenn man es Ihnen überliefert?"

„Ich habe sie dazu bereit."

„Es ist gut."

Eine Stunde später hatte man das Haus aus zwei Geschützkarren errichtet.

Beim Rückzuge von Constantine kauerten zwei Zephyre nach maurischer Sitte auf Leichen, die sie einander genähert hatten. Ein Officier machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie die Leichen ihrer Kameraden entweihten.

„Mein Kapitain," antwortete der Zephyr, „das macht sie weder heiß noch kalt und es erspart uns eine Erkältung."

Andere hatten sich, um nicht naß zu werden, in die Gräber von Kudiat-Atti gelegt. Man sah ihre Füße hervorragen und hielt sie für Leichen; nur von Zeit zu Zeit protestirten sie dagegen, indem sie das eine Bein über das andere kreuzten.

Andere versuchten, die Bournous unter den Todten hervorzuziehen; aber zuweilen waren die Bournous von Lebenden bewohnt und dann entschuldigten sich die Zephyre, daß sie hatten stehlen wollen, und gaben vor, sie hätten Käfer gesucht, oder fragten, ob man keinen Schweizerkäse verkaufe.

Einer der tapfersten Officiere der Armee, der Kapitain Guitard, steht bei den Zephyren. Eines Tages hörte er erzählen, daß ein arabischer Heiliger auf das Minaret von Biskarat gestiegen sei und dieses fast unmögliche Unternehmen ohne einen Unfall vollendet habe.

Sogleich ließ er sein Pferd satteln und stieg auf das Minaret. Seit dieser Zeit nennt man ihn den heiligen Guitard.

Bei dem Bivouak von Ras-Oued-Zenati sah man plötzlich, wie in Macbeth, nicht einen Wald von Gebüsch, sondern einen Wald von Disteln marschiren. Es war der Hundeoberst, welcher bemerkt hatte, daß es dem Bivouak an allem Brennmaterial fehle, und der mit seinen Hunden ausgegangen war, um dergleichen aufzusuchen.

An diesem Tage waren die Zephyre die einzigen, welche Suppe kochten.

Wir haben bereits erwähnt, wie zwei Zephyre sich vermöge eines Schwammes, den sie dem Hunde Phanor an die Schnauze banden, zu trinken verschafften, während alle übrigen Durst litten.

Es giebt noch eine andre Anekdote von einem Schwamm, welche die Zephyre betrifft.

Ein Zephyr that einen großen Schwamm in seine Feldflasche, dann ging er zu einem Weinhändler und ließ sich seine Feldflasche füllen. Als die Flasche gefüllt war und ehe er den Wein bezahlte, verlangte er ihn zu kosten, fand aber den Wein schlecht und schüttete den Inhalt wieder in das Faß.

Der Schwamm, der in der Feldflasche befestigt war

behielt einen Theil der Flüssigkeit zurück; man drückte ihn, und nach zwei oder drei ähnlichen Experimenten hatte man eine Flasche Wein nur für die Mühe, den Schwamm zwei- oder dreimal auszupressen.

Unter dem Befehl des Kapitain Potet bauten hundert Zephyre eine Straße und brachten in acht Tagen zwei Kilometer (der Kilometer 3079 Fuß) fertig und erhielten funfzig Centimes für den Meter (etwas über 2 Fuß), und so hatten sie in der Woche tausend Franken verdient.

Mit Hinzurechnung einer rückständigen Zahlung von vierzehnhundert Franken hatten diese hundert Mann zweitausend vierhundert Franken zu verzehren. Ein prächtiges Festmahl war die Folge. Sechs Zephyre speisten bei einem deutschen Gastwirthe, und nachdem sie gefrühstückt, zu Mittag und zu Abend gespeist hatten, ohne vom Tische aufzustehen, empfand ein schwacher Magen noch das Bedürfniß, etwas zu sich zu nehmen. Unglücklicherweise war Alles aufgezehrt mit Ausnahme einer Legehenne, die gerade in dem Augenblick zu gackeln anfing, als man über dieses letzte Gericht verhandelte. Sogleich stand ein Zephyr auf und lief in den Hühnerstall.

Der Deutsche hatte genug von der Gesellschaft seiner Gäste und übrigens hielt er viel auf seine Henne. Plötzlich ergriff er seine Doppelflinte und legte auf den Zephyr an. Dieser aber wendete sich ruhig zu ihm und sagte:

„Mein Freund, Du wirst mich tödten und einen von meinen Kameraden, aber die vier anderen werden Dich

tödten und wenn Du getödtet bist, dennoch Deine Henne essen. Laß uns also lieber damit anfangen."

Der Wirth, der den Rath gut fand, hing seine Flinte an den Nagel und die Henne wurde gegessen, so mager sie war.

Im Jahre 1833, einige Zeit nach der Einnahme von Bougie, fehlte es den Civilbeamten des Trupps an allen nothwendigen Dingen und unter Andern mußten sie die Barbiere des Militairs in Anspruch nehmen, um sich rasiren zu lassen. Unter diesen hatte der Barbier der Compagnie des Kapitain Plombin die meisten Kunden. Nur war zu jener Zeit die Seife sehr rar, so daß der Barbier, welcher fürchtete, daß diese Waare gänzlich ausgehen möchte, auf den Einfall kam, die drei oder vier Patienten in der Hauptstraße von Bougie neben einander niedersitzen und nach der Reihe ihr Kinn einseifen zu lassen. Wenn das Kinn eingeseift war, ließ er sich den bestimmten Preis von zehn Centimes zahlen. Wenn er die zehn Centimes erhalten hatte, übergab er das kostbare Ueberbleibsel der Seife seinem Kollegen, der damit verschwand.

Dies ging ganz gut mit dem, der sich an der Spitze der Colonne befand, und dessen Kinn bis zum Ende der Operation feucht blieb; aber so rasch diese Operation vorüber war, so war doch das Kinn der Anderen trocken, ehe an sie die Reihe kamen. Man rief den Gehülfen, den Mann mit der Seife; man schrie aus voller Kehle, man fluchte, aber der Mann mit der Seife war verschwunden. Man mußte sich den Bart trocken abscheeren lassen oder unverrichteter Sache nach Hause gehen. Im ersten Falle

wurde man geschunden, im zweiten Falle kostete das Rasiren vier Sous, anstatt zwei.

Im Jahr 1836 erhielt der Einnehmer einen Zephyr als Ordonnanz. Die Wohnung dieses Beamten war mit einem Garten, und dieser Garten selbst mit zwei ungeheuern Feigenbäumen geziert. Dies wäre für einen Liebhaber von Feigen gut gewesen, aber der Einnehmer zog das Thierreich dem Pflanzenreiche vor und er beschäftigte sich damit, diese Bäume mit einer Anzahl Chamäleons zu versehen.

Die Chamäleons sind in Afrika nicht selten. Der gangbare Preis für ein Chamäleon ist ein Frank. Der Einnehmer beauftragte also seinen Zephyr, ihm um diesen Preis so viel Chamäleons zu verschaffen als er finden könne. Es fehlte nicht an Chamäleons; alle Tage brachte ihm der Zephyr drei oder vier und diese wurden bald auf den einen, bald auf den andern Feigenbaum gesetzt.

Am fünften oder sechsten Tage wurde dem Zephyr das Geschäft leicht.

In der Nacht überstieg er die Gartenmauer und nahm drei oder vier Chamäleons von dem Feigenbaum und brachte sie am Morgen seinem Herrn, der ohne Mißtrauen fortfuhr, ihm den verabredeten Preis dafür zu zahlen.

Nach Verlauf einiger Zeit bemerkte indessen der Einnehmer, daß seine Chamäleons sich nicht nach Verhältniß seiner Ankäufe vermehrten. Er äußerte sein Erstaunen gegen den Zephyr, welcher ihm ganz ruhig antwortete:

„Sie wissen doch, mein Herr, daß das Chamäleon die Farbe der ihm zunächst befindlichen Gegenstände annimmt. Da Ihre Chamäleons beständig auf den beiden

Feigenbäumen wohnen, so sind sie grün geworden und Sie können sie nicht von den Blättern unterscheiden."

Diese Antwort brachte den Einnehmer zum Nachdenken, er versteckte sich noch in derselben Nacht im Garten, wo er den Zephyr über die Mauer klettern, auf den Baum steigen und die Chamäleons herunternehmen sah.

Am folgenden Tage wurde der Zephyr zur Thür hinausgeworfen, denn als der Einnehmer seine Chamäleons zählte, fand er, daß er nur zehn besitze, obgleich er sechzig bezahlt hatte.

Im Jahre 1839, wenige Tage nach der Expedition von Djemilah, wurden die Zephyre auf den Weg nach Constantine an einen Ort Namens Tourmiettes geschickt, um dort ein Lager zu gründen. Der Weg war nicht sicher und mehrere wurden durch die Leinwand der Zelte ermordet. Uebrigens war dies nicht die einzige Unbequemlichkeit, die von dieser Einrichtung des Lagers herrührte. Die Leinwand war für den Winter nicht warm genug, denn der Winter kam und versprach sehr rauh zu werden.

Die Zephyre kamen also auf den Einfall, ein unterirdisches Lager zu errichten. Sechs oder sieben von ihnen machten sich eine tiefe Höhle, deren Oeffnung sie mit einem Kraut bedeckten, welches die Eingebornen des Landes Dineh nennen; da ferner der Gebrauch des Bieres sehr gewöhnlich war, so kam man auf den Einfall, die Krüge zu benutzen. Folglich schlug man den Boden der Krüge ein, steckte den Hals in den Boden der anderen und bildete so einen Rauchfang. Das Ganze wurde mit Mörtel verstrichen und entsprach seinem Zwecke.

Die Folge davon war, daß die, welche nicht um das Vorhandensein dieses unterirdischen Lagers wußten, die funfzehn- bis achtzehnhundert Mann, die sich wie Füchse eingegraben hatten und deren Dasein nur durch die aus der Erde hervorkommenden Rauchsäulen verrathen wurde, vergebens suchten.

Im Jahre 1843 kehrte eine Colonne, die aus dem dritten afrikanischen Bataillon, aus dem ein und sechzigsten Linienregiment, aus Artillerie, Ingenieurs und Spahis bestand, von einer Expedition zurück, die man unter dem Befehl des Obersten Herbillon bei den Hannenchas an der Grenze von Tunis angestellt hatte.

Die Colonne machte in Guelma Halt.

Während dieses Aufenthalts verbot der Commandant dieses kleinen Orts, ein erst kürzlich mit seiner Frau nach Afrika gekommener Kapitain, den Truppen den Eintritt in das Lager, wenn die Soldaten nicht von Unterofficieren begleitet wären.

Die Uebertreter dieses Verbots wurden sogleich auf die Wache geführt.

Ungeachtet der Strenge, womit dieser Befehl ausgeführt wurde, kamen häufige Uebertretungen vor.

Eines Tages gingen zwei Zephyre, die ohne Erlaubniß hereingekommen waren, im Lager spazieren, nachdem sie so viel getrunken, daß sie genöthigt waren, sich gegenseitig zu unterstützen.

Als der Commandant sie bemerkte, gerieth er in solchen Zorn, daß er auf sie zueilte, um sie selber zu verhaften. Als aber die Frau den Zorn ihres Mannes und

den Zustand der Soldaten sah, hielt sie den Kapitain zurück und bat ihn, sich keinem Unglück auszusetzen.

Während dieser Zeit sahen die beiden Zephyre dem Streite der Ehegatten zu, und da sie wohl bemerkten, daß sie die Veranlassung dieser Pantomime wären, beschlossen sie zu entfliehen. Unglücklicherweise war es bei dem Zustande, worin sich ihre Beine befanden, leichter, einen Entschluß zu fassen, als ihn auszuführen. Dennoch nahm einer von Beiden einen Satz und gewann einen Vorsprung, aber der andere konnte ihm nur aus der Ferne folgen, so daß er bald die Fußtritte seines Kapitains hinter sich hörte, der ihm folgte.

Jetzt wendete er sich um, entschlossen, der Gefahr zu trotzen, und erwartete den Angriff mit dem schwankenden Ernst eines Betrunkenen.

„Warum bist Du hier?" rief der Kapitain, „und in Folge welches Befehls bist Du hereingekommen?"

„Herr Commandant," antwortete der Zephyr, sein Kasket abnehmend, „ich bin auf Befehl des Generals hier."

„Des Generals?"

„Ja, Herr Commandant, des Generals."

„Und welches Generals?"

„Des kommandirenden Generals der Colonne."

„Und der General hat Dich geschickt, sagst Du?"

„Der General hat mich hierher geschickt, sage ich."

„Was hier thun?"

„Ja, sehen Sie, Herr Commandant."

„Ich bin nicht Commandant, ich bin Kapitain."

„Verzeihen Sie Herr Kapitain, ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen.

„Kurz also, der General hat Dich hieher geschickt?

„Ja, er hat mich hieher geschickt."

„Was hier thun?

„Er weiß, daß ich ein Gelehrter bin und daß ich Kenntnisse in der Topographie, Geographie und Hydrographie besitze, und so hat er mich abgeschickt, um einen Plan vom Lager und der Umgebung aufzunehmen."

„Ei wirklich?"

„Ja, darum hat er mich geschickt."

„Und Dein Kamerad?"

„Mein Kamerad?"

„Ja."

„Nun, mein Kamerad ist bei mir."

„Er ist nicht bei Dir, denn er ist davongelaufen."

„Er ist nicht davongelaufen."

„Ei freilich."

„Nein, ich vermißte eben meine Boussole, und da habe ich ihn fortgeschickt, um in meinem Tornister nachzusehen, ob sie darin ist."

Der Kapitain konnte nicht umhin, zu lachen und dem Soldaten wurde der Arrest geschenkt.

---

## Das Schauspiel am Tage.

Die Zephyre von El-Aruch standen unter dem Commando des Kapitain Plombin, der keine Wache hatte, wo er sie einsperren konnte und deren auch nicht bedurfte, da er seit drei Monaten nur drei Strafen zuerkannt hat, die nur Disciplinarstrafen waren.

Er war ein tapferer Officier, voll scharfer Beobachtungsgabe und lebhaften Geistes, dem ein oder zwei Jahre früher, ehe wir seine Bekanntschaft machten, der eine Arm von einer Kugel zerschmettert worden.

Es war eine schwere Verwundung und es war die Rede davon, ihm den Arm abzunehmen, als der Doctor Baudin, einer unserer ersten und ausgezeichnetsten Militairchirurgen, die Resection des Knochens mit großem Glück bewerkstelligte. Seit dieser Zeit hat der Kapitain Plombin einen Arm, der ein wenig kürzer ist, als der an

dere, das ist Alles; doch kann er denselben ganz gut gebrauchen.

Er war es, der mich der Liebhabertruppe vorstellte, die aus folgenden Personen bestand:

Midroit, Director.

| | | |
|---|---|---|
| Felix Fontaine | . . . | erster Liebhaber. |
| August Bonneau | . . . | Charakterrollen. |
| Henri Hirselin | . . . | erster Komiker. |
| August Carres | . . . | edler Vater. |
| Jules Gauthier | . . . | zweiter Liebhaber. |
| Joseph Trion | . . . | zweiter Komiker. |
| Jean Lecointre | . . . | erste Liebhaberin. |
| Jules Perrine | . . . | Rollen der Déjazet. |
| Edmond Saintot | . . . | Musiker. |

Folgendes ist die Abschrift des Theaterzettels am Tage unserer Ankunft. Es ist unnöthig zu sagen, daß das Schauspiel, welches mir zu Ehren aufgeführt wurde, ein außerordentliches war, welches keine Veränderung in dem Abendschauspiel hervorbrachte, welches wir hierneben angeben wollen:

## Theater der Cisternen.

Hülfscompagnie des Geniecorps.

---

Heute den 23. December 1846
wird zum erstenmal vorgestellt

## Die Müllerin von Marly,

Vaudeville in einem Akt.

---

## Die Uniform des Grenadiers,

Vaudeville in einem Akt.

---

Komisches Intermezzo.

---

## Maillochon

oder

die Regimentskasse.

Zum Schluß:

## Die Rasenden,

Vaudeville in einem Akt.

Anfang präcis 7 ½ Uhr.

Man führte uns geradezu in den Schauspielsaal. Alle unsre Künstler waren unter den Waffen, und man wollte mir einzelne Scenen aus der „Tochter des Dominique“ und aus „Farinelli“ vorstellen.

Nie habe ich etwas Interessanteres gesehen, als dieses Schauspiel, diesen Saal und diese Schauspieler.

Herr August Bonneau, der die Rolle des Lafond spielt, ist ein wahrhaft ausgezeichneter Künstler, der in Paris auf jedem Theater auftreten könnte.

Herr Henri Hirselin spielte die Rolle eines Schuhflickers mit wahrhafter Komik.

Endlich sang Herr Jules Perrine seine große Arie in der Tochter des Dominique mit unglaublichem Geschmack und wunderbarem Ausdruck.

Daran erkannte man die geistreichen Söhne von Paris, die überall ihr Vaterland mitnehmen, wo sie sich befinden.

Was aber fast noch interessanter war, als die Künstler, war ihre Einrichtung, ihr Conversationszimmer, ihre Garderobe.

Alles hatten sie selber erbaut, erfunden, entworfen, zugeschnitten und genäht.

Die Frauenkleider hätten unsere geschicktesten Schneiderinnen nicht besser machen können.

Zu der Zeit, als wir ankamen, belief sich die Einnahme des Jahres auf dreißigtausend Franken.

Zu dem Allen war als erste Quelle nur ein Fond von hundert Franken nöthig gewesen.

Mit welcher Kunst die Spitzen ausgeschnitten und die Kleider gestickt waren, mußte man selber sehen.

Die Kleider waren gemalt und die Spitzen von Papier; doch aus der Ferne konnte man das unmöglich sehen.

Die ganze Garderobe, die jetzt nicht unbeträchtlich ist, hat man von den Einnahmen angeschafft. Die Schauspieler, die ihre Rollen zu lernen und ihre Proben abzuhalten haben, sind vom Dienste frei, wenn das Bataillon vollzählig ist; da aber in dem Augenblick, als wir El-Aruch besuchten, drei Compagnien abwesend waren, so mußten auch die Schauspieler, gleich gewöhnlichen Sterblichen, die Wache beziehen.

Die Truppe zu El-Aruch bewahrt mit Verehrung das Andenken des Herrn von Salvandy; denn als Herr von Salvandy hier durchkam, fand ein außerordentliches Schauspiel statt, und der Minister des öffentlichen Unterrichts ließ, glaube ich, fünfhundert Franken für die Künstler zurück.

Gerade an dem Abend wurde die Vorstellung gestört. Eine Schildwache schoß auf einen arabischen Räuber. In einem Augenblick war Alles auf den Füßen; man durchsuchte die Umgegend, hob die Leiche auf, und als man fand, daß der Räuber allein gewesen, so war Alles vorüber.

An einem andern Abend fand ein wirklicher Angriff statt; in der Mitte des Schauspiels schlug man den Feldmarsch. Man spielte gerade den Capitain Roquefinette; Schauspieler und Zuschauer ergriffen ihre Flinten und eilten zur Vertheidigung. Die junge Liebhaberin schlug ihr Kleid in

die Höhe, steckte es in den Gürtel der Patrontasche und that dann Wunder der Tapferkeit.

Es war wirklich interessant, diese junge erste Liebhaberin zu sehen. Als die Vorstellung beendet war, stieg ich auf die Bühne, um den Künstlern meine Komplimente zu machen. Ich sprach nur, den Hut in der Hand, mit dieser Liebhaberin und bot ihr meinen Arm an, um sie die Treppe oder vielmehr die Leiter zu dem Conversationszimmer hinunterzuführen. Die Illusion war vollkommen und ich behandelte sie wie ein Frauenzimmer.

Im gewöhnlichen Zustande, das heißt, wenn die erste Liebhaberin und die Déjazet wie Zephyre gekleidet sind, tragen sie ihr Haar gescheitelt unter ihrem Kasket, was ihnen ein kokettes Ansehen verleiht, welches ihnen sehr gut steht.

In Setif befindet sich eine noch vorzüglichere Komödie, und die Künstler von El-Aruch gestanden, als Leute von wahrem Verdienst, den Vorzug des Theaters von Setif vor dem ihrigen ein.

Die jungen Liebhaberinnen in Setif sind oder waren vielmehr im Jahre 1846 Marchand und Drouet; Drouet, der ein reizender blonder Junge war, hatte viel Beifall und machte in der „Stiftsdame“ Furore.

Marchand war Sergeant und wir hätten ihn in Constantine sehen können, wohin er gegangen war, um sich Bänder und Frauenkleider zu kaufen. Diese letzteren Künstler gehörten dem neunzehnten leichten Infanteriebataillon an, in welchem sich mehr als achthundert Pariser befanden.

Auch hatte die Truppe einen ausgezeichneten Arnal. Unglücklicherweise ging dieser Arnal, welcher Rolle hieß und Militairschreiber war, wegen der Bevorzugung eines Andern hinsichtlich der Anstellung zum Feinde über.

Im Jahre 1836 war Theater in Bougie. Seit langer Zeit verlangten die Einwohner die Vorstellung der „Herberge“, die ihnen schon längst versprochen worden und die sie mit Ungeduld erwarteten, als sie eines Morgens auf dem Anschlagzettel dieses gewünschte Schauspiel sahen.

Dieser Aufschub hatte nämlich seinen Grund darin gehabt, daß es an zwei Gensd'armenuniformen fehlte. Endlich hatte man am Tage zuvor den ersten Komiker und die Liebhaberin, die man zu dieser Verhandlung am geeignetsten hielt, an den Brigadier der Gensd'armerie abgeschickt und nach vielem Zureden hatten sie ihn endlich bewogen, ihnen zwei vollständige Anzüge zu borgen.

Nun waren diese Anzüge im Besitze der Künstler, und da die Zephyre festhalten, was sie einmal haben, so konnte die Vorstellung durch Nichts mehr verhindert werden.

Der Saal war gefüllt; der Brigadier und sieben oder acht seiner Leute, für die er freies Entrée gefordert hatte, befanden sich in der Mitte des Parterre.

Alles ging vortrefflich und ein homerisches Gelächter erschütterte die Zwergfälle Aller, selbst die der Gensd'armen, als die Verhaftungsscene von Robert Macaire und Bertrand kam.

Man begreift leicht, daß, als Frédéric Lemaitre und Serres in diesem Augenblick Widerstand leisteten, die beiden

tapferen Zephyre, die ihre Personen darstellten, sich nicht nur nach ihnen richten, sondern sie, wenn möglich, übertreffen wollten. Auch begannen sie einen verzweifelten Kampf, wobei der Brigadier bemerkte, daß seine Uniformen großen Schaden litten. In dem Augenblick, als sein verzweiflungsvolles Geschrei sich mit dem Lachen und dem Beifall der Menge mischte, erhielten die beiden Uebelthäter dadurch neue Kraft, verdoppelten ihre Anstrengungen und der Rockschooß des ersten Gensd'armen blieb in den Händen Robert Macair's. Bei diesem Anblick schrie der Brigadier nicht mehr, sondern heulte, und da dieses von den sechs oder acht Gensd'armen wiederholte Geheul das Schauspiel störte, so warf man die Gens'darmen als Ruhestörer hinaus.

Als der Brigadier und seine Leute hinausgetrieben waren, wurden natürlich die Kleider in Stücke zerrissen und Zuschauer und Schauspieler, jeder trug, als er wieder eintrat, einen Lappen von einer Uniform im Knopfloch.

Indessen verurtheilte der Commissair, der dem Schauspiel beigewohnt und den Hergang der Sache mit angesehen hatte, die Schauspielertruppe, die Kleider zu bezahlen.

Ein klagender Anschlag verkündete demnach, daß man den Ertrag der nächsten Vorstellung zu dieser Geldbuße anzuwenden beabsichtige, und das Haus war zum Erdrücken gefüllt.

Gegen fünf Uhr Abends nahmen wir von unsern tapferen Zephyren Abschied, die uns bis an die Grenzen des Lagers begleiteten, und ich versprach ihnen, Herrn von

Salvandy wieder an sie zu erinnern, wenn ich ihn sprechen würde.

Um zehn Uhr Abends befanden wir uns wieder in Philippeville.

Das Wetter war noch nicht so schön gewesen, daß der Veloce seinen Ankerplatz bei Stora hatte verlassen können. Er erwartete uns also, wo wir ihn zurückgelassen hatten.

Um sechs Uhr Morgens standen wir auf und um acht Uhr waren wir in Stora.

Während meiner Abwesenheit hatte man mir einen Geier zum Geschenk gemacht.

Ich wollte ihn in das Fahrzeug führen lassen; da er aber sehr böse war, so wollte sich Niemand dazu verstehen.

Ich borgte mir also eine Peitsche von Desbarolles, faßte das Ende der Kette meines Thieres und begann es zu führen, wie man einen Truthahn führt.

Er versuchte sich zu widersetzen, aber die Peitsche that ihre Wirkung und mein Geier nahm flatternd seinen Weg zu der Rhede, wo er völlig gezähmt ankam.

Die ganze Mannschaft erwartete uns; die Rückkehr an Bord war immer ein Fest für unsere Seeleute. Unter ihnen glänzten in der ersten Reihe meine beiden Bildhauer Hadi Younis und Mohammed.

Sobald wir verschwunden waren, hatten die armen Leute eine schreckliche Furcht empfunden, daß sie uns nicht wiedersehen würden. Wäre ich verschwunden gewesen, so hätten sie gleich jenem Zephyr Jemand ausschicken müssen,

um ihre Boussole zu suchen, und wer weiß, ob sie sie gefunden hätten.

Um neun Uhr hatten wir die Anker gelichtet. Das Meer war unruhig und ein entsetzlicher Westwind wehte uns entgegen. Wir fuhren an der Küste hin bis zum Cap Bugaroni; dort angekommen, fanden wir den „Aetna“, der von Bona kam und mit dem wir in Gesellschaft weiter fuhren.

Nachdem wir aber eine Stunde gegen die Wogen und gegen den Wind angekämpft hatten, wurde das Meer so aufgeregt und der Sturm so heftig, daß der Kapitain uns ankündigte, er könne seinen Weg nicht fortsetzen und müsse bei Collo vor Anker gehen.

Im ersten Augenblick glaubten wir, wir würden die Schande haben, den „Aetna“, ein Fahrzeug von geringerer Kraft, als das unsrige, das Cap Bugaroni umfahren zu sehen, wozu wir nicht im Stande waren.

Aber kaum hatten wir uns umgewendet, als der Aetna dasselbe that, genau unser Manöver befolgte und zweihundert Schritte von uns im Hafen von Collo die Anker auswarf, wo wir bei einer Tiefe von achtzehn Klaftern ankerten.

Da wir in der Nähe des feindlichen Landes waren, so konnten wir nicht ans Land gehen; ja wir erkannten sogar auf zwei Flintenschüsse vor uns eine Anzahl bewaffneter Kabylen, die nicht wußten, zu welchem Zwecke zwei Kriegsschiffe in ihrer Nähe ankerten, und das Ufer vertheidigen zu wollen schienen.

Am 24. lichteten wir bei Anbruch des Tages die Anker und machten uns wieder auf den Weg.

Das Meer war noch sehr aufgeregt und doch hatte der Wind sehr nachgelassen. Diesmal fuhren wir in Gesellschaft des „Aetna" um das Cap Bugaroni, welches am Abend zuvor noch wie ein unübersteigliches Hinderniß erschienen war.

Als wir das Cap Bugaroni hinter uns hatten, begannen wir eine andere Anstrengung. Diese bestand darin, mit dem „Aetna" an Schnelligkeit zu wetteifern. Obgleich wir dem Aetna um hundert Pferdekraft überlegen waren, so fuhr er doch schneller, als wir, und nach einer Stunde war er uns eine halbe Seemeile voraus.

Wir begnügten uns damit, den Veloce so schnell fahren zu lassen, als er konnte.

Wir wußten wenigstens so viel, daß unsre Rückkehr drei oder vier Stunden vorher in Algier würde angemeldet werden.

Während des 24. und des Morgens des 25. kamen wir nacheinander an Bougie, Bengut und Matifou vorüber. Endlich am 25. um zwei Uhr Nachmittags entdeckten wir Algier.

Das Wetter war sehr veränderlich und die Wolken, die an der Sonne vorüberzogen, der Regen, der den Horizont verdunkelte, und die Lichtstrahlen, die von Zeit zu Zeit den Nebel durchdrangen, verliehen der Stadt, der wir uns näherten, ein höchst phantastisches Ansehen.

Plötzlich zeigte sich ein furchtbarer Windstoß; eine Staubwolke erhob sich wirbelnd von dem Gebirge, welches

Algier beherrscht, bedeckte die Stadt wie mit einem Schleier von grauer Leinwand, und berührte wie mit tausend Nadeln unsere Gesichter. Ein Schiff, welches eben in den Hafen fahren wollte und sich mit vollen Segeln näherte, sah sich genöthigt, die Segel einzuziehen und vor dem Sturme Zuflucht zu suchen. Glücklicherweise wurden wir schon von der Stadt geschützt. Uebrigens fuhren wir mit voller Dampfkraft und gelangten durch den Wirbel, der uns einhüllte.

In diesem Augenblick hörten wir einen Nothschrei und ein Schiffer, dessen Barke auf das Meer zugeführt wurde, kam an uns vorüber, während der Wind dieselbe auf den Wogen hin und her schleuderte. Wir warfen ihm im Vorüberfahren ein Tau zu, verfehlten ihn aber. Dies war seine letzte Hoffnung, denn als dies fehlgeschlagen war, ließ er die Ruder los und erhob verzweiflungsvoll seine Arme in die Luft. Glücklicherweise fuhr ihm ein Lootse mit vier Mann in einer vortrefflichen Barke nach und erreichte ihn vermöge des Ruderns und der Heftigkeit des Windes.

In diesem Augenblick fuhren wir in die Einfahrt des Hafens und verloren die beiden Barken aus den Augen.

Eine Viertelstunde später warfen wir die Anker aus und sahen den Lootsen die kleine Barke, worin noch der Schiffer saß, dem er das Leben gerettet, im Schlepptau in den Hafen fahren.

Bei anbrechender Nacht gingen wir ans Land.

## Das weiße Algier.
## Die Strauße der Madame Yussuf.

Als wir in Algier ankamen, hatten wir hinsichtlich des Veloce eine wichtige Frage zu lösen.

Bei unsrer ersten Anwesenheit waren wir kaum ans Land getreten. Zufällig war der Marschall Bugeaud, der die Zeit unsrer Ankunft nicht genau gewußt hatte, gerade abwesend auf einer Reise im Innern des Landes. Um keine Zeit zu verlieren, hatte ich es übernommen, den Veloce nach Tunis zu führen oder vielmehr mich von ihm dorthin führen zu lassen. Diese Entscheidung, wovon mich alle Anforderungen der Weltsitte nicht hatten abbringen können, hatte in der hohen Administration von Algier einen großen Skandal hervorgebracht; da ich aber erklärt hatte, daß ich augenblicklich nach Frankreich zurückkehren würde, wenn man mir nicht mein Schiff lasse, so hatte man mir aus Furcht, mich abreisen zu sehen, meinen Willen gelassen.

Es war mir um so leichter, den Herren Unterbeamten Trotz zu bieten, da ich, von dem Herzoge von Montpensier eingeladen, seiner Hochzeit beizuwohnen, die Reise nach Spanien auf meine eigenen Kosten gemacht hatte, denn von dem Creditbriefe auf zehntausend Franken, den mir Herr von Salvandy gegeben, hatte ich noch keinen Gebrauch gemacht. Ich stellte den Creditbrief wieder zur Verfügung des Unterrichtsministeriums, kehrte nach Paris zurück und damit war Alles gesagt.

Ich würde Algerien diesmal nicht auf Kosten der Regierung gesehen haben, aber ich würde Algerien ein andermal auf meine eigenen Kosten gesehen haben, wie ich Italien, Deutschland, Spanien, Griechenland und Sicilien gesehen.

Der Marschall Bugeaud hatte also zwischen mir und, ich weiß nicht welchem Commissair der Marine zu entscheiden, mit welchem ich seit meiner ersten Ankunft in Algier Streit hatte.

Als wir ans Land traten, erkundigten wir uns, ob der Marschall Bugeaud zurück sei.

In dem Augenblick, als ich diese Erkundigung einzog, ging er vorüber und man deutete auf ihn.

Unter ähnlichen Umständen ist es immer meine Art, wie man zu sagen pflegt, den Ochsen bei den Hörnern zu fassen.

Ich ging also gerade auf den Marschall zu.

Ich hatte den Marschall einmal bei Herrn von Argout gesehen und das waren beinahe zehn Jahre her. Damals sprach er von Algerien, wo er mitgefochten, wo

er aber noch nicht Statthalter war, und er sprach nicht nur als Soldat, sondern auch als Philosoph und Dichter davon.

Während dieser Unterhaltung, die mir im Gedächtnisse geblieben ist, die ihm aber gewiß mußte entfallen sein, hatte ich kaum Gelegenheit, durch zwei oder drei Fragen, die ich an ihn richtete, seine Aufmerksamkeit auf mich zu lenken; aber die hochgestellten Männer haben ein besonderes Fach in ihrem Gedächtniß, um sich solcher Visionen zu erinnern.

Der Marschall Bugeaud erkannte mich sogleich, als er mich sah.

„Aha," sagte er zu mir, „Sie sind es, der Schiffe auf seine eigne Hand nimmt. Pest! Sie geniren sich nicht! zweihundert zwanzig Pferdekraft für Ihre Spazierfahrten."

„Herr Marschall," antwortete ich ihm, „ich habe mit dem Kapitain berechnet, daß ich der Regierung seit meiner Abfahrt von Cadix elftausend Franken an Kohlen und Unterhalt gekostet habe. Walter Scott's Reise nach Italien kostete der englischen Admiralität hundert dreißigtausend Franken; die französische Regierung ist mir also noch hundert neunzehntausend Franken schuldig."

„Warum haben Sie denn da nicht gleich die ganze Fahrt um des mittelländische Meer gemacht?"

„Weil ich die Thorheit begangen, zu versprechen, daß meine Reise nur siebzehn Tage dauern solle. Freilich hat sie neunzehn Tage gedauert, aber das ist nicht meine Schuld,

denn das schlimme Wetter hat uns acht und vierzig Stunden im Hafen von Collo aufgehalten."

Der Marschall sah, daß ich entschlossen war, ihm einen neuen Kampf von Mazagran oder Djemilah zu bereiten.

Er reichte mir die Hand.

„Lassen Sie uns Frieden schließen," sagte er zu mir. „Sie haben den Veloce genommen. Sie haben wohlgethan; lassen Sie uns nicht weiter davon reden. Wollen Sie morgen mit mir zu Mittag speisen?"

„Herr Marschall, ich habe meinen Sohn und vier Freunde bei mir."

„Nun, mit Ihrem Sohne und Ihren vier Freunden, meine ich."

„Ich nehme Ihre Einladung mit Dank an, Herr Marschall."

„Kommen Sie bei guter Zeit, denn ich habe einen Scheik einzusetzen, einen interessanten Mann, sehr mächtig in seinem Stamme, einen wahren Araber, einen Kabylen von reiner Race, der dem Herzog von Orleans als Führer gedient."

„Ei ja, El-Mokrani, nicht wahr?"

„Sie kennen ihn?"

„Dem Namen nach."

„Man beschäftigt sich also auf der andern Seite des mittelländischen Meeres auch mit uns?"

„Das heißt, man beschäftigt sich nur mit Ihnen; wie Sie wissen, ist es ein Vorrecht Afrika's, Lärm in der Welt zu machen. Quid novi fert Africa? sagten die

Römer zu Scipio's Zeit. Nun aber sind wir Römer, in Beziehung auf Africa wenigstens."

„Finden Sie nicht, daß es nicht der Mühe werth ist, sich damit zu beschäftigen?"

„Afrika ist doch das Land der Verheißung."

„Es ist das Land, welches die Vorsehung Frankreich geschenkt hat. Sagen Sie dies allen jenen boshaften Advokaten, die uns hunderttausend Franken streitig machen wollen, während wir ihnen eine Welt schenken. Sagen Sie ihnen, man dürfe das Land nur zweimal im Jahre umscharren, wenn man zwei Erndten haben wolle. Sie können es mir glauben, mir, der ich ein Arbeiter, ein Landmann, ein Kartoffelpflanzer bin. Haben Sie Mitidjah und Blidah gesehen?"

„Noch nicht."

„Nun so sehen Sie das Alles und sagen da drüben allen den Schwachköpfen, die von Algerien reden, ohne es zu kennen, daß ich Land habe für drei Millionen Menschen; nur darf kein anderes System als das meinige eingeführt werden: Militaircolonieen, militairische Regierung und militairische Justiz. Ah! da ist der General de Bar, einer von Ihren Freunden, der es verhindert hat, daß ich Ihnen den „Aetna" nachschickte, um meinen „Veloce" wieder zu haben."

„Ah! da wären Sie gut gefahren! mit dem Veloce hätten wir den Aetna gekapert und da hätten wir ein Schiff mehr und Sie zwei weniger gehabt."

„Nun, es scheint, als habe ich in diesem Punkte nicht recht gegen Sie gehandelt."

„Das ist ausgemacht, Herr Marschall."

„Es sei! ich werde nicht wieder darauf zurückkommen."

Ich dankte dem General de Bar, daß er mich so gut vertheidigt habe und nahm von den beiden alten Soldaten Abschied, da ich gern wieder zu meinen Begleitern wollte, die ich auf dem Marineplatze verlassen und die beschäftigt werden sollten, für sich und mich Wohnungen zu suchen.

Acht Tage früher waren sie in einem Gasthause abgetreten, welches man das Hotel de Paris nennt. Giraud, der in Italien gereist, behauptete wie die Italiener, man müsse sich immer an die neuen Heiligen wenden, da sie erst ihren Ruf zu begründen haben.

Ich war im Begriff, nicht meinen Ruf als Heiliger oder Gastwirth zu begründen, sondern meine Toilette zu machen, als meine Thür aufging und ein bürgerlich gekleideter Officier eintrat, der sich mit gespreizten Beinen vor mich hinstellte und mir die Hand auf die Schulter legete.

„Ei, da sind Sie ja endlich, mein lieber Freund!" redete er mich an. „Seit zehn Jahren erwarte ich Sie, doch als man diesen Morgen den „Veloce" signalisirte, sagte ich bei mir selber: Gut, diesmal habe ich ihn."

Ich sah diesen Officier an, der mich seit zehn Jahren erwartete, diesen Freund, der mir sagte, daß er sich meiner Person bemächtigen wolle, und es war mir nicht nur unmöglich, seinen Namen auf sein Gesicht zu setzen, sondern auch mich zu erinnern, wo ich ihn gesehen.

„Gut," sagte, „Sie erkennen mich also nicht?"

Ich wollte einige gewöhnliche Redensarten hervorstottern.

„Sie erkennen mich nicht wieder, das ist die Sache, und nicht zu verwundern, denn seit ich Sie zuletzt gesehen, bin ich General geworden und habe mich verheirathet.“

„Aber mit wem habe —?“

„Yussuf.“

Ich stieß ein Freudengeschrei aus.

Der liebe Yussuf! Auch ich hatte mich seit zehn Jahren darauf gefreut, ihn wieder zu sehen.

Ich hatte ihn wiedergesehen, ihn aber nicht erkannt. Nicht weil er General, nicht weil er verheirathet war, sondern weil er anstatt des reizenden fränkisch-arabischen Kostüms, worin er nach Paris gekommen war, ein scheußliches Kostüm trug, worin er fast eben so häßlich aussah wie wir.

Als wir einmal die Bekanntschaft erneuert hatten, gehörten wir Yussuf den ganzen Tag an.

Ein Wagen erwartete uns vor der Thür; wir stiegen ein und der Kutscher fuhr ab.

Yussuf wohnte im oberen Mustapha, in einem kleinen arabischen Hause, welches seine Frau, eine reizende Pariserin, die er nach Africa versetzt, mit vortrefflichem Geschmack nach arabischer Sitte hatte ausmöbliren lassen.

Von den Fenstern dieses Hauses überblickte man den ganzen Golf, links einen Theil der Stadt und rechts einen Theil der Ebene von Mitidjah.

Yussuf, dieser schreckliche Mann dem Feinde gegenüber; dieser General, abenteuerlich wie ein condottiere des Mit-

telalters; dieser Jäger der Menschen und der Löwen; diese Feder, die sich öffnet und tödtet, wie der Marschall Bugeaud von ihm sagte, ist im vertrauten Umgange eine der sanftesten, geistreichsten und liebevollsten Naturen, die ich je gekannt habe.

Ich habe Niemand in seinem Hause die Honneurs auf solche Weise machen sehen, wie Yussuf. Wenn man zehn Minuten bei ihm gewesen, ist man nicht mehr bei ihm, sondern bei sich zu Hause. Der Mann und das Haus gehören uns.

Es handelte sich darum, zur Mittagstafel einen riesenhaften Kuskussu zu essen, und in Erwartung der Mittagstafel zu Pferde und im Wagen die Umgebung von Algier zu besuchen.

Die vier Pferde des Generals wurden den anderen Herren zur Verfügung gestellt.

Giraud, Desbarolles, Alexander und Maquet, die Centauren unsres Trupps, bemächtigten sich derselben.

Madame Yussuf nahm ihren Mann, Boulanger und mich mit in ihren Wagen.

Wie in den Umgebungen jeder arabischen Stadt, so sind auch in der Umgebung von Algier die Kaffeehäuser und Quellen, die immer an malerischen und geschützten Stellen sich befinden, sehr reizend — die ersteren mit ihren nachlässig hingelagerten Rauchern und ihren ebenso trägen Dienern, die anderen mit ihren Anhaltepunkten für Pilger, Pferde, Esel und Kameele.

Kaffeehäuser und Quellen sind von Palmen und Platanen, den beiden schönsten Bäumen der Schöpfung,

die eine afrikanische Landschaft vollständig machen, geschützt. [illegible]

Nach zwei Stunden kehrten wir zurück.

Der Tisch war in der Mitte des Hofes gedeckt, mit Blumen beladen, und in der Mitte stand der riesenhafte Kuskussu.

Der Koch der Madame Yussuf hatte uns dem arabischen Kuskussu gemacht, was wir aus den italienischen Macaroni gemacht haben, nämlich einen Gegenstand, der von seinem Ursprunge eben so verschieden war, wie der Krönungswagen Karl des zehnten von dem mit Ochsen bespannten Wagen des Königs Pharamond.

Nach der Mittagstafel führte uns Madame Yussuf in den Garten, wo sich eine Menagerie befand.

In diesem Garten waren alle Blumen und Früchte gewachsen, die den Tisch geschmückt hatten.

Die Menagerie bestand in einer Antilope, zwei Gazellen und zwei Straußen.

Die Antilope erschien mir grotesk mit ihren Hörnern in Form einer Leier, mit ihren großen erstaunten Augen und ihrem enormen Kopfe.

Die Gazellen bestätigten mit ihren zierlichen Beinen, ihren lebhaften Augen und ihren beweglichen und beständig unruhigen Ohren auf bewundernswürdige Weise den Ruf, welchen die arabischen Dichter ihnen verschafft haben.

Aber der Strauß ist offenbar das am meisten phantastische Thier, welches sowohl im alten Testament als in der Naturgeschichte des Herrn von Buffon beschrieben ist.

Wegen der Strauße und um eine Probe mit ihrem

zum Sprichwort gewordenen Magen anzustellen, hatte uns Madame Yussuf aufgefordert, uns mit Brod zu versehen.

Jeder hatte so viel mitgenommen, als hinreichend war, um den Hunger eines Menschen zu stillen.

In einem Nu war der ganze Vorrath verzehrt und die seltsamen Thiere schienen durch ihre Gefräßigkeit Nichts verloren zu haben.

Einer von uns wollte ins Haus zurückkehren, um mehr Brod zu holen, aber Madame Yussuf hielt ihn zurück.

„Es ist unnöthig," sagte sie, „dieses Thier ist sehr leicht zu ernähren. Es frißt freilich viel, doch ist es nicht sehr delikat in der Auswahl der Gerichte, wie Sie sogleich sehen werden."

Madame Yussuf rollte einen von ihren Handschuhen zusammen und bot ihn einem Strauß an, der denselben ebenfalls verschlang.

Alle griffen in ihre Taschen und boten den Thieren ihre Handschuhe an.

Jeder Strauß verschlang vier Paar Handschuhe und zwar ohne Anstrengung, so wie es Trinker giebt, die ein kleines Glas verschlingen.

Nur zeigte sich eine Kugel, so groß wie eine Faust, an der Stelle, wo der Schnabel in den Hals überging, glitt dann den Hals hinunter und verschwand im Magen.

Die Reise, die der Handschuh machte, mochte etwa eine Minute währen.

Dem einen Strauß boten wir vier Handschuhe in Zwischenräumen von fünf oder sechs Sekunden an.

Dieser Zwischenraum verrieth sich durch eine Entfernung von fünf oder sechs Zoll zwischen den Erhöhungen, und alle glitten zusammen mit der Regelmäßigkeit der Waggons auf einer Eisenbahn den Hals hinunter.

Eine zwei bis drei Zoll lange goldene Nadel, die Madame Yussuf in den Haaren trug und die einer von den Straußen in dem Augenblick, wo seine Herrin es am wenigsten erwartete, sehr geschickt ergriff, verschwand eben so leicht wie die Handschuhe.

Das Einzige, was diesen gefräßigen Thieren einige Schwierigkeit beim Verschlingen zu machen schien, war Alexander's Taschentuch, worin er ein Dutzend Knoten gemacht und wovon er jedem der beiden Gäste ein Ende anbot.

Jeder that sein Möglichstes, bis die beiden Schnäbel einander begegneten.

Da fand ein augenblicklicher Streit statt, und wir glaubten, er würde mit einem Zweikampf enden.

Aber mit der gewohnten Galanterie unseres Geschlechts gab das Männchen nach und das mit Knoten versehene Taschentuch gelangte, gleich einer langen Schlange, zu den Handschuhen und der goldenen Nadel hinunter.

Während dieser Experimente hatte sich Desbarolles ein wenig fern gehalten.

Wir befragten ihn, warum er diese interessanten Thiere nicht habe studiren wollen.

Desbarolles gestand uns, er habe für seinen Gibus gefürchtet.

Die Furcht hatte so guten Grund, daß wir sie selbst Bayard, dem Ritter ohne Furcht, würden verziehen haben.

Auch verziehen wir Desbarolles.

Wir kehrten in das Hotel de Paris zurück, begeistert von den Straußen der Madame Yussuf, die an dem Abend und während eines Theils der Nacht den Gegenstand unsrer Unterhaltung bildeten.

---

## Die Belagerung von Algier.

Seit dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts existirte ein Staat, der den christlichen Mächten Europa's zur Schande gereichte.

Dieser Staat war die Regentschaft von Algier.

Als das ungeheure Reich der Kalifen, weil es in den eroberten Ländern schlecht begründet war, unter seiner eigenen Last zusammenfiel, und die arabische Herrschaft, durch die Einnahme von Granada entwurzelt, Schritt für Schritt über die Meerenge zurückgedrängt wurde, bildeten sich mehrere kleine Staaten aus den Trümmern der großen Monarchie.

Daher die Entstehung Algier's, dessen Name um diese Zeit zuerst in der Geschichte genannt wird.

Ein Emir war das Oberhaupt der Stadt und des davon abhängigen Gebietes. Von den Spaniern, die jetzt aus Besiegten Eroberer geworden waren, bis nach Afrika

verfolgt, wo sie Oran und Bougie eingenommen hatten, rief der Emir den Renegaten Haruri-Barberusse zu Hülfe.

Vermöge dieses mächtigen Verbündeten wurde der spanischen Eroberung eine Grenze gesetzt, aber man vergiftete den Emir.

Nach dem Tode des Barberusse wurde sein Bruder Kair-Eddin von der hohen Pforte zum Pascha von Algier ernannt; aber diese Belehnung war von kurzer Dauer, denn Kair-Eddin machte sich bald unabhängig, wenn er gleich dem Namen nach Vasall blieb.

Algier konnte seine Bestimmung nicht verleugnen; von einem Corsaren gegründet, wurde es der König der Seeräuberei und erklärte von der Höhe seines Felsens der ganzen übrigen Welt den Krieg.

Karl V. war der Erste, der den von diesen Seeräubern hinweggeworfenen Handschuh aufnahm. Im Jahre 1541 führte er eine mächtige Armee gegen sie; aber der Tag war noch nicht gekommen, und kaum war sie gelandet, als ein Sturm die spanische Armee nöthigte, wieder an Bord ihrer Schiffe zu gehen, die sich nur gezeigt hatten, und nachdem sie großen Schaden gelitten, vom Winde davongeführt, die spanischen Häfen wieder erreichten und die Trümmer ihrer Schiffe an die afrikanische Küste treiben ließen. Karl V. starb und hinterließ seine Rache dem, der sich stark genug fühlen werde, sie auszuführen.

Ludwig XIV. nahm die Erbschaft an. Während der Jahre 1682 und 1683 bombardirte Duquesne Algier und nöthigte den Dey, die Bedingungen anzunehmen, die der Sieger ihm aufzuerlegen für gut hielt. Aber kaum hatte

die siegreiche Flotte die Küste Afrika's verlassen, als die Raubzüge wieder begannen und fast vor ihren Augen Schiffe, welche die französische Flagge trugen, gekapert und ihre Leute in die Gefangenschaft geführt wurden.

Spanien konnte seine fehlgeschlagene Unternehmung von 1541 nicht vergessen. Karl III. entschloß sich, Karl V. zu rächen. In Folge dessen wurde im Jahre 1773 eine Armee von dreißigtausend Mann zusammengebracht und unter den Oberbefehl des General O'Relly gestellt. Sie war von einer starken Artillerie begleitet und führte unermeßliche Kriegsvorräthe mit sich. Aber der Dey hatte seinerseits ebenfalls beträchtliche Rüstungen vorgenommen und stellte den Spaniern, die ihn angreifen wollten, hunderttausend Türken, Araber, Mauren und Beduinen entgegen. O'Relly wurde besiegt und genöthigt, sich wieder einzuschiffen.

Nach diesem glücklichen Erfolge hielt sich der Dey für unüberwindlich. Von jetzt an begnügten sich die Schiffe der Regentschaft nicht mehr, die Schiffe anzugreifen, die ihnen begegneten, sie landeten an den Küsten Spaniens und Italiens und führten Anfangs die Bewohner von Dörfern und bald auch die von ganzen Städten in die Sclaverei.

Eine Zeit lang mußte man glauben, die auf gleiche Weise beleidigten europäischen Mächte würden eine gemeinschaftliche Rache nehmen und einen neuen Kreuzzug gegen Algier führen; aber es war nicht so. Im Gegentheil suchte eine Macht nach der andern um Gold die Freundschaft des Raubstaates zu erkaufen. Europa zahlte einem Räuberhauptmann Tribut.

Die französische Revolution brach aus und beschäftigte die Welt umher. Dann kamen Napoleon und sein zehn Kriegsjahre, während welcher Europa nur ein ungeheures Schlachtfeld wurde. Dann folgte die Restauration und führte den allgemeinen Frieden herbei.

Während dieser Zeit von fünf und zwanzig Jahren hatte Algier seine Seeräuberei fortgesetzt; aber man hatte kaum darauf geachtet, so sehr war man mit wichtigeren Ereignissen beschäftigt. Ein Streit zwischen der Regentschaft und England lenkte wieder die Aufmerksamkeit Europa's auf diesen kleinen Winkel Afrika's. Die Regierung von Großbritanien hatte ihm eben den Krieg erklärt.

Lord Exmouth fuhr aus dem Kanal und führte eine Flotte von dreißig Segeln, und nachdem sich ihm das holländische Geschwader angeschlossen, zeigte er sich am 27. August 1816 vor Algier. Nach einem Bombardement von acht Tagen waren die Batterieen auf dem Hafendamme zerstört und ein Theil der Stadt von den Bomben und Kanonenkugeln niedergeschossen.

Jetzt befolgte der Dey die von seinen Vorfahren so glücklich angewendete Taktik. Er zeigte sich bereit zu unterhandeln, leistete dem britischen Consul den geforderten Ersatz, zahlte eine beträchtliche Summe, um den Verlust wieder gut zu machen, den die in seinen Staaten wohnenden englischen Unterthanen erlitten hatten, und schenkte tausend Christensclaven die Freiheit.

Hierauf entfernten sich die vereinigten Flotten.

Ein Jahr später war in Algier keine Spur mehr von dem Bombardement zu sehen; die Festungswerke waren

wieder ausgebessert, die Batterieen wieder aufgestellt und die Raubzüge wurden thätiger und unerbittlicher als jemals betrieben.

Um diese Zeit bestieg Hussein-Pascha den Thron. Er zeigte sich gegen Frankreich feindseliger als gegen jede andere Nation. Ein Vertrag von 1817 hatte uns unsre Besitzung von Calle wiedergegeben und bewilligte uns für eine Entschädigungssumme von sechszigtausend Franken das Monopal der Korallenfischerei. Hussein Pasche steigerte diese Summe bis auf zweihunderttausend Franken, und dieser willkührlichen Erhöhung mußten wir uns unterwerfen, um uns unser Recht nicht nehmen zu lassen.

Im Jahre 1818 wurde eine französische Brigg von den Bewohnern von Bona ausgeplündert, und obgleich die Regierung Ludwig XVIII. Vorstellungen darüber machte, so blieb doch die Beleidigung unbestraft.

Im Jahre 1823 wurde im Hause des französischen Consuls in Bona unter dem Vorwande, daß dort Contrebande verborgen seien, von den algierischen Behörden eine gewaltsame Haussuchung angestellt. Der Erfolg bewies, daß die Beschuldigung falsch gewesen. Der Consul beklagte sich und forderte Gerechtigkeit; aber seine Klagen waren vergebens, es wurde ihm keine Gerechtigkeit gewährt.

Im Jahre 1825 und 1826 wurden römische Schiffe, die unter der französischen Flagge segelten, ungeachtet der zwischen Frankreich und Algier bestehenden Verträge, gekapert und überdies noch französische Waaren, die sich am Bord spanischer Schiffe befanden, weggenommen.

Endlich am 30. April 1827 schlug Hussein-Pascha

den französischen Consul, der zu dem Feste von Beiram gekommen war, um ihm Glück zu wünschen, in Folge einer unbedeutenden Uneinigkeit in Betreff einer Geldangelegenheit mit seinem Fliegenwedel von Pfauenfedern, den er in der Hand hielt.

Diesmal war die Beleidigung zu stark, um erduldet zu werden. Es war eine Ohrfeige, die der König von Frankreich erhalten hatte. Der Consul erhielt Befehl, Algier zu verlassen, und es verbreitete sich das Gerücht, daß diesmal eine schreckliche Wiedervergeltung eintreten werde.

Der Dey lachte nur über diese Drohung, und als Beweis seiner Verachtung ließ er alle französischen Besitzungen an der Küste zwischen Bona und Algier verwüsten.

Der Befehl wurde mit der ganzen Genauigkeit des Hasses ausgeführt.

Die Blockade Algier's wurde beschlossen. Die Blockade währte drei Jahre und kostete zwanzig Millionen. Nach drei Jahren hatte sie keinen weiteren Erfolg gehabt, als daß sie dem Dey eine noch höhere Meinung von seiner Macht eingeflößt.

Als im Julius 1829 der Admiral de la Bretonniere beauftragt wurde, Hussein-Pascha die Bedingungen vorzuschlagen, unter welchen Frankreich einwilligen würde, die Blockade aufzuheben, zeigte sich Hussein-Pascha anmaaßender, als jemals seine Vorfahren gewesen waren. Als der Admiral den Palast verließ, wurde er von der Bevölkerung insultirt, und kaum hatte er seinen Fuß an Bord ge-

setzt, als auf ein Signal von der Casbah die Batterieen am Hafen auf sein Schiff feuerten.

Dies war mehr als eine Beleidigung, es war eine Herausforderung zum Kriege und doch zauderte man noch eine Zeit lang. Die schlimmen Erfolge der früheren Expeditionen erschreckten die Regierung. Aber die öffentliche Meinung sprach lauter als die ministerielle Klugheit und im Februar 1830 wurde die Expedition nach Algier beschlossen und der Admiral Düperre mit der Ausrüstung der Flotte beauftragt. Der General, Graf Bourmont, empfing das Commando der Armee und gegen Ende des April war Alles bereit.

Mittags, den 25. Mai, setzte sich die ganze Flotte in Bewegung. Um 1 Uhr verließ das erste Schiff des Convois den Hafen; um 3 Uhr verschwand die Rhede unter einem Wald von Masten. Alle Bewegungen werden mit bewundernswerther Pünktlichkeit ausgeführt. Nur ein etwas ernstes Ereigniß zeichnet die Abfahrt aus. Der Dreimaster Nr. 3. stürzt sich quer auf den Algesiras, zerbricht dessen Bugspriet und zerbricht seinen eigenen Fockmast. Zwei Stunden lang scheinen diese beiden verhakten Schiffe, wie wenn sie einander entern wollten. Endlich haben sie das Glück, von einander los zu kommen. Man untersuchte die Beschädigungen; sie können weiter fahren.

Am 2. Juni fährt die Flotte in die Bai von Palma ein.

Am 9. setzte sie ihren Weg wieder fort.

Am 12. Abends wird die Küste von Afrika signalisirt.

Am 13. früh 4 Uhr ertönt vom Admiralschiff das Zeichen, sich schlagfertig zu machen. Der Baron Düperre

und der Generalstab der Land- und Seetruppen steigen sofort auf das oberste Stockwerk des Schiffes, und ein paar Augenblicke darauf sah man die Brigg le Dragon und die Brigg Cicogne ihre Reihen verlassen, sich an die Spitze der Flotte stellen, plänkelnd vorrücken und sich der Küste nähern, um die Meerestiefe zu untersuchen.

Wider alle Erwartung näherte man sich dem Lande, ohne daß auch nur ein einziger Kanonenschuß abgefeuert wurde. Man glaubte, die Küste starrte von Batterieen, und war der festen Meinung, daß dies Schweigen nur einen Hinterhalt verberge. Man verbrachte den ganzen Morgen zur Einnahme der Stellung.

Zu Mittag vertheilte man auf fünf Tage Nahrungsmittel an die Truppen, und gab jedem Einzelnen den Befehl, beim Landen das Vertheilte mitzunehmen. Um zwei Uhr wurden zwischen dem Dampfer le Nageur und zwei algierischen Batterien einige Kanonenschüsse gewechselt; in der Nähe der letzteren erhoben sich fünf oder sechs Zelte, umgeben von einigen arabischen Reitern.

Abends fünf Uhr wurde der Befehl zum Landen für den folgenden Tag gegeben.

Am 14. früh ein Uhr fingen die Truppen der ersten Division an in die Boote zu steigen. Die tiefste Stille war ausdrücklich anbefohlen worden, damit der Feind vollkommen unbekannt mit der Bewegung bleiben möchte. Aber die Seite des Bootes Nr. 1., die zum Herabschlagen eingerichtet war, brach in Folge schlechten Anfügens los. Die Folge war eine augenblickliche Verwirrung. Endlich gelangte die erste Division ans Ufer, ohne daß ein Flin-

tenschuß gefallen. Die Armee vernahm diesen Erfolg mit dem Ausruf: es lebe der König!

Die beiden gelandeten Brigaden bildeten sich in enggeschlossenen Reihen auf dem Plateau der Batterie, und die Artillerie, von Menschenarmen gezogen, begab sich an die Spitze der Colonne.

Gegen neun Uhr früh rückte man in Sturmschritt auf den Feind los. Im Augenblick, wo diese Bewegung begann, landete die dritte Brigade. Schnell kam sie herbei, um ihre Stelle in der Schlachtordnung wieder einzunehmen, die auch die zweite Brigade ihr einräumte.

Unterdessen hatte der Feind, der nun die Franzosen auf sich losrücken sah, aus seiner doppelten Batterie das Feuer begonnen, das unsere Dampfboote erwiderten, während ein sechs bis sieben hundert Mann starker Reiterhaufen durch die Gesträuche heranstürmte, um uns anzugreifen. Ob auch unsere Soldaten zum erstenmal im Feuer stehen, so setzen sie doch uneingeschüchtert ihren Marsch fort. Der General Poret de Morvan schickt sich an, die Batterie zu umgehen; die Colonne Achard soll sich in ein Viereck bilden, um von vorn anzugreifen; der Feind aber erwartet weder das Eine, noch das Andere; er flieht vor den Spitzen unserer Bajonnette und überläßt uns seine Feldstücke, ohne sich nur Zeit zu nehmen, sie zu vernageln.

Noch blieben die Beduinen, die mehrere Angriffe auf uns gemacht hatten, ohne uns durchbrechen zu können. Man trieb ihnen Scharfschützen entgegen, aber der Feind war schon außer Schußweite.

Ein Lieutenant des zweiten leichten Regiments, Namens

Astrüc, der den Flüchtigen nachstürzte, wurde von den Beduinen umringt, welche ihn und seine paar Gefährten niedermetzelten. Bei diesem Anblick ertönt ein furchtbares Geschrei: „Rache für unsere Brüder." Das Regiment, zu welchem Astrüc gehörte, stürzte vor, aber der Feind verschwand im Galopp.

Am folgenden Tage ward Astrüc's Leiche gefunden; Kopf, Füße und Hände waren abgeschnitten.

Die am 14. begonnene Ausschiffung der Truppen hatte ihren ungestörten Fortgang. Die Ingenieure steckten den Platz zu einem verschanzten Lager ab.

Am 19. erfolgte der Angriff auf unsere ganze Linie. Jedoch richtete sich die Anstrengung der Türken und Araber vornehmlich auf unsern linken Flügel. Sie drangen selbst einen Augenblick lang in unsre Verschanzungen ein: jedoch wurde nach einstündigem Kampfe der Feind zurückgeschlagen.

Trotz dieses Vortheils wollte jedoch Graf Bourmont nicht, ohne seinen ganzen Belagerungsbedarf bei sich zu haben, vorrücken.

Bei der Nachricht von diesem ersten Erfolg stieg er zu Pferd, begab sich nach Torre-Chica, und befahl den Colonnen, den Feind, der sich wieder formirt hatte, anzugreifen. Die Araber ergriffen die Flucht; man verfolgte sie eine Stunde lang. Jetzt bemerkte man die Zelte ihres Lagers bei Staueli; einen Augenblick glaubte man, sie würden Stand halten; aber weit entfernt! Die, welche im Lager waren, schlossen sich den Fliehenden an, und unsere Soldaten zogen fast ohne Widerstand in dasselbe ein.

Das Ergebniß der Schlacht bei Staueli waren drei oder vier hundert getödtete oder verwundete Araber, fünf weggenommene Kanonen und vier Mörser, achtzig erbeutete Dromedare, die man in das Lager bei Sidi-Ferruch schickte, und eine große Menge Vieh, das den Mundvorrath der Armee bereicherte.

Was uns betrifft, so belief sich unser Verlust auf vier bis fünf hundert Todte oder Verwundete, und zwar in den beiden ersten Divisionen, die allein ins Treffen kamen.

Den 20. bivouakirten wir im Lager der Araber unter prächtigen Zelten, deren einige, nämlich die der obersten Führer, sechzig Fuß in der Länge haben konnten. Man fand sie sämmtlich meublirt, da der Feind sich nicht Zeit genommen hatte, etwas fortzuschaffen. Das des Schatzmeisters enthielt sogar noch den Schatz.

Die beiden ersten Divisionen blieben bis zum 24. Juni in Staueli. Von jetzt an gab es zwei Lager: Sidi-Ferruch, das man die Stadt nannte, und Staueli, das seinen früheren Namen behielt. Ein Weg verband beide.

Am 24., früh sieben Uhr, gab es es einen allgemeinen Angriff. Der bei Staueli besiegte Aga Ibrahim hatte die Flüchtlinge wieder gesammelt, und wollte Vergeltungsrecht üben. Der Kampf dauerte lange. Ein türkisches Pulvermagazin flog während desselben in die Luft. Der Feind selbst hatte es beim Rückzug angezündet.

Der auf allen Punkten zurückgeworfene, aus allen seinen Stellungen verjagte Feind überließ uns die vorwärts von Staueli sich ausdehnende Ebene, und machte erst auf den Höhen Halt, welche sich zwei Stunden von da erheben.

Man verfolgte ihn dahin, und vertrieb ihn von denselben. Er flüchtete nach Bouzaria, eine Stunde von Algier. Unsere Truppen machten am äußersten Ende der Hochebene Halt. Nur ein enges Thal trennte sie von den Arabern.

Dieses Treffen nannte man das von Sidi-Kalef; es ist das der Name eines kleinen Dorfes auf der Hochebene, welcher sich unsere Truppen so eben bemächtigt hatten.

Alsbald ward eine Straße zwischen Sidi-Kalef und Staueli angelegt. So hatten wir drei Punkte der Küste inne, deren vorderster nur eine Stunde von Algier war.

Noch an demselben Tage nahm man die vom Obergeneral zur Belagerung erwartete Kriegszufuhr von Sidi-Ferruch aus wahr. Den 25. ankerte sie in der Rhede, und auf der Stelle begann die Ausschiffung des mitgebrachten Materials.

Ein trauriges Ereigniß trug sich am 28. zu. Ein Bataillon des vierten leichten Regiments, das dem zweiten beigegeben war, war mit dem Putzen der Waffen beschäftigt. Da stürzen sich vier bis fünf tausend Kabylen auf unsere Soldaten. Trotz der Ueberrumpelung verloren die Franzosen ihre Fassung nicht. Der Commandant d'Arbouville und das dritte Linienregiment eilten den Kämpfenden zu Hülfe, hielten den Angriff auf, und trieben den Feind in volle Flucht.

Am 29. war das Belagerungsmaterial ausgeschifft. Ein lebhafter Angriff gestattete unsern Colonnen, sich Angesichts des Kaiserforts aufzustellen, an dessen Belagerung man sofort ging.

Abends sechs Uhr eröffnete man unter dem Feuer des Schlosses den Laufgraben.

Den 30. donnerte die Kanonade des Forts lebhafter als am vorhergegangenen Tage, doch vermochte sie keinen Augenblick den Eifer unserer Arbeiter zu vermindern.

Unsere Soldaten fingen an das Land der Kostbarkeiten zu erkennen, in welchem sie sich befanden. So wie sie sich Algier näherten, verschwand die Unfruchtbarkeit der Hügel von Sidi-Ferruch und der Ebene von Staueli. Weiße Häuser mit terrassenförmigen Dächern erhoben sich, von Orangenbäumen, Rosenlorbeer und Cactus umgeben. Fast überall beschattete es wie ein Helmbusch ein schöner Palmbaum, der sehr schön gegen den gerötheten Abendhimmel abstach. Aber die Disciplin hielt jeden Soldaten in seinem Gliede zurück, und nur einige Anführer traten näher, um diese Wunder aus tausend und einer Nacht mit dem Finger zu berühren und sich zu versichern, ob sie wirklich wären.

Die Mauern der Kaiserschanze waren wahrhafte Mauern aus dem Mittelalter, gegen Katapulte und Pfeile erbaut, ohne aber an die neue Erfindung der Kanonen zu denken, und da sie ohne bedeckte Gänge und Glacis waren, so stellten sie sich in ihrer ganzen Höhe unserer Artillerie blos. Zehn Vierundzwanzigpfünder, auf den Batterien des Königs und des Dauphin vertheilt, wurden geladen, um die südwestliche Seite der Bastion zu zerstören; sechs Sechszehnpfünder beschossen die nordwestliche Seite; endlich war eine Batterie von zwei Haubitzen, die den Namen des Herzogs von Bordeaux erhalten hatte, und vier Mörser,

welche man die Batterie Duquesne nannte, bestimmt, die Festung bogenförmig zu beschießen.

Während dieser Zeit setzte der Feind den Krieg mit Ausfällen und Hinterhalten fort, was bei unserer Unachtsamkeit uns große Gefahr bereitete. Ein Posten, der im schwedischen Consulat aufgestellt war, wurde unversehens angegriffen und genöthigt, sich bis zu dem Lager des sechsten Linienbataillons zurückzuziehen. Die Batterie wurde angegriffen, so wie auch die auf der abschüssigen Fläche erbaute Mauer. Jeder Fels, jeder Vorsprung, jeder Busch verbarg seinen Feind, welcher feuerte und in dem Rauch wie ein Gespenst verschwand.

Endlich als alle Batterien, welche die Kaiserschanze umgaben, bereit waren, das Feuern zu beginnen, erhob sich eine Rakete in die Luft und sogleich brach die Kanonade von allen Seiten los; die Artillerie der Schanze antwortete, und im Umkreise von drei Stunden schien Alles zu schweigen, um diese laute, eherne Stimme zu hören, welche die letzten Beweise der Könige verhandelt.

Vier Stunden lang dauerte die Kanonade ohne Unterbrechung fort. Bei jeder Ladung flogen die Steine der Mauern wie Staub empor. Um zehn Uhr war das Feuer der Schanze vor der Glut des unsrigen erloschen. Um ein Viertel auf elf Uhr ertheilte der General la Hitte, der die Artillerie kommandirte, den Befehl, Bresche zu schießen. Darauf sah man den Wall sich spalten und zerreißen und erkannte, daß uns vor dem Ende des Tages nichts mehr verhindern würde, die Schanze mit Sturm einzunehmen.

Plötzlich empfand man eine Erschütterung, gleich den

Erdbeben, die Schanze schwankte wie ein betrunkener Riese, öffnete sich wie der Krater eines Vulkans und sendete eine Feuergarbe zum Himmel empor; es war keine Batterie, welche donnerte, sondern ein Pulverthurm, welcher gesprengt wurde. Es trat ein Augenblick der Dunkelheit und ängstlichen Erwartung ein, wo Jeder auf seinem Posten blieb und mit beklommenem Herzen den Athem anhielt. Dann kam der Rauch, der aus der Erde hervorzukommen und ein bezaubertes Schloß einzuhüllen schien. Dann sah man das Innere der Schanze zerstört und bemerkte, daß der innere Thurm gänzlich verschwunden war und in unbemerkbaren und fast unsichtbaren Trümmern zum Himmel emporgeschleudert worden.

Anfangs glaubte die französische Armee, eine von ihren Bomben habe das Pulvermagazin angezündet und die Schanze mit der Garnison in die Luft gesprengt; aber später erfuhr man, daß die Araber fünf Minuten vor der Explosion die Schanze geräumt hatten und daß nur ein einziger Neger mit dem schrecklichen und tödtlichen Auftrage zurückgeblieben war, das Pulver anzuzünden, und daß er diesen Auftrag ausgeführt habe.

Zehn Minuten nach der Explosion befanden wir uns in der Schanze.

Erst jetzt erkannten die Araber ihre Stellung und der Bey Hussein sah sich als besiegt an.

Der Bey Hussein wollte sich unter den Ruinen von Algier begraben; aber seine Umgebung war nicht geneigt, das Loos ihres Oberhauptes zu theilen. Zweimal stürzte er sich, eine Pistole in der Hand, auf das Pulvermagazin

zu und zweimal hielt man ihn zurück. Dann entschloß er sich, seinen Secretair Mustapha an den General Bourmont zu schicken, um ihm anzubieten, die Kriegskosten zu zahlen, doch unter der Bedingung, daß die Franzosen nicht in die Stadt eindringen sollten.

Der Parlamentair wurde von dem General Bourmont auf den noch rauchenden Ruinen der Kaiserschanze empfangen.

Auf die Vorschläge, die er machte, antwortete der General Bourmont damit, daß er den Befehl ertheilte, das Feuer auf die Stadt zu beginnen. Darauf tadelte der Parlamentair selber den Dey, daß er das schreckliche Ungewitter über Algier herbeigezogen, welches in diesem Augenblick losbrach. Und seinen Kopf auf die Brust sinken lassend, sagte er:

„Wenn die Algerier mit Frankreich im Kriege sind, dürfen sie nicht die Stunde des Abendgebetes erwarten, wenn sie um Frieden bitten wollen."

Bald erhob er den Kopf wieder, wendete sich an den kommandirenden General und sagte:

„Willst Du Hussein's Kopf? Ich werde Dir ihn in einer Viertelstunde schicken."

Da dieses Mittel der Aussöhnung von dem kommandirenden General verworfen wurde, kehrte der Parlamentair zu dem Dey zurück, um ihm diese letzte Antwort des Generals zu überbringen.

Um ein Uhr erschienen zwei Mauren, die Hussein abgeschickt hatte. Sie hießen Ahmet-Buderbah und El-

Hassen-ben-Ottman-Khodja und sprachen Beide französisch.

Während sie sich mit dem Obergeneral unterredeten, schlug eine Kanonenkugel, die von der Schanze Bab-Azoun kam, einige Schritte von ihnen in die Erde.

Sie machten eine Bewegung der Furcht.

„Achtet nicht darauf,“ sagte der General la Hitte, „man schießt auf uns.“

Und die Conferenz wurde fortgesetzt.

Um drei Uhr erschien Mustapha wieder. Er war von dem englischen Consul begleitet, der ohne officiellen Auftrag kam und zu vermitteln suchte.

Jetzt wurde ernstlich über die Kapitulation verhandelt. Mustapha verlangte, daß sie niedergeschrieben werden solle.

Folgendes ist die Abschrift, die er dem Dey überbrachte.

„Die Festung Casaubah und alle anderen, von Algier abhängigen Festungen, so wie auch der Hafen der Stadt, sind den französischen Truppen am 5. Julius bis zehn Uhr Morgens zu übergeben.

„Der Obergeneral macht sich gegen Seine Hoheit, den Dey von Algier, verbindlich, ihm die Freiheit und den Besitz aller seiner persönlichen Reichthümer zu lassen.

„Dem Dey soll es freistehen, sich mit seiner Familie und seinen Reichthümern an einen zu bestimmenden Ort zurückzuziehen. So lange er in Algier bleibt, steht er mit seiner Familie unter dem Schutze des Obergenerals der französischen Armee; eine Wache bürgt für die Sicherheit seiner Person und seiner Familie.

„Der Obergeneral sichert allen Soldaten der Milice dieselben Vortheile und denselben Schutz zu.

„Die Ausübung der mohamedanischen Religion bleibt frei. Die Freiheit der Einwohner aller Klassen, ihre Religion, ihre Besitzungen, ihr Handel und ihre Industrie sollen nicht benachtheiligt und ihre Frauen respectirt werden, wozu sich der Obergeneral bei seiner Ehre verpflichtet.

„Diese Uebereinkunft wird am 5. vor zehn Uhr Morgens in Ausführung gebracht werden. Die französischen Truppen werden gleich nachher in die Casaubah einrücken und alle Festungswerke der Stadt und des Hafens besetzen."

Am folgenden Tage um Mittag wurden die Thore der Stadt geöffnet.

Unser Einzug in Algier war eben so wie zwei und dreißig Jahre früher unser Einzug in Cairo. Die Kaufleute saßen vor ihren Thüren; die maurischen Frauen blickten mit verschleierten Gesichtern durch die Oeffnungen der Fenster und die jüdischen Frauen, einer weniger strengen Regel unterworfen, standen auf ihren Terrassen.

Einer von meinen Freunden, der Herr von Pondegaut, der damals Kapitain im fünf und dreißigsten Bataillon war, erzählte mir, er habe beim Vorübergehen an einer von diesen Gruppen einen Türken lachend mit dem Säbel gedroht. Der Türke nahm die Drohung ernstlich auf und erhob ruhig den Kopf, damit der Kapitain denselben leichter abhauen könne.

Der Dey ging durch die eine Thür aus der Casaubah, während die Franzosen durch die andere eintraten.

Drei Tage später verkündeten die Kanonen des Invalidenhauses Frankreich diese wichtige Nachricht.

Neunzehn Tage später brach die Julirevolution in den Straßen von Paris los.

Als der Dey unsere Hauptstadt besuchte, fand er dort seine Besieger nicht wieder. Eine andere Dynastie, die nur erscheinen sollte, um wieder zu verschwinden, hatte die Dynastie des göttlichen Rechts ersetzt.

So sollte Abd-el-Kader achtzehn Jahre später im Schlosse Amboise ebenfalls Zeuge des Falles seiner Besieger sein.

Indessen haben wir unsere Versprechungen gegen den Dey Hussein gehalten, während wir alle unsere Verbindlichkeiten gegen Abd-el-Kader unerfüllt gelassen haben.

Wie kommt es, daß die, welche uns regieren, nicht daran gedacht haben, daß das Schloß zu Amboise zu der Insel St. Helena in naher Beziehung steht?

---

## Araber und Franzosen.

Algier hat sich sehr verändert, seitdem es in die Hände der Franzosen gefallen ist. Der ganze untere Theil der Stadt, mit Ausnahme der Moschee, die sich gut gehalten hat, ist französisch, und die Spuren der alten Stadt finden sich nur wieder, so wie man höher hinaufsteigt.

Es versteht sich von selbst, daß wir am zweiten Abend unseres Aufenthalts in Algier diesen Ausflug in das Gebiet des Propheten machten.

Es war eine schöne Decembernacht. Selbst die Decembernächte sind schön in Algier; wir hatten einen Araber bei uns, der Franzose, und einen Franzosen, der Araber geworden war.

Die Prophezeiung eines heiligen Muselmannes, der im sechszehnten Jahrhundert lebte, sagt:

„O Algier! die Franken werden das Pflaster Deiner Straßen betreten und die Töchter Deiner Söhne werden ihnen ihre Thüren öffnen.“

Nie ist eine Prophezeiung vollständiger eingetroffen.

Wir traten in einige dieser Häuser, deren Thüren man uns mit sehr freundlicher, wenn auch ein wenig eigennütziger Gastfreundschaft öffnete. Es war hier wenig anders als in Tunis und Constantine.

Indessen öffneten uns in Tunis nur die Juden ihre Thüren.

In Constantine und Algier wurden sie uns von den Maurinnen geöffnet.

Der einzige Unterschied lag in dem Kostüm und im weiteren Fortschritt der Civilisation.

Die Maurinnen in Algier sprachen einige Worte französisch.

Aber welche Worte, guter Gott! Die Matrosen und Soldaten sind schlechte Lehrer der französischen Sprache!

Das Kostüm war reizend.

Es bestand in einem mit Gold oder Silber gestickten Taschentuche, welches sie um den Kopf rollten, in einem Leibchen, ebenfalls mit Gold oder Silber gestickt, in seidenen, ebenfalls gestickten Beinkleidern und einem völlig durchsichtigen Hemd, welches den Hals und einen Theil des Bauches durchblicken ließ.

Uebrigens ist alle Schaamhaftigkeit unbekannt.

Viele von diesen Unglücklichen waren erst nach der Einnahme von Algier geboren. Was hat sie zur Prostitution gegeben? Das Elend.

Wie sind die maurischen Familien, die unter der türkischen Herrschaft reich waren, unter der französischen Herrschaft in dieses Elend versunken?

Nur ich dachte daran, diese Frage zu thun. Ich habe sie gethan, und nun hören Sie, was man mir geantwortet.

Die Eroberung hat den maurischen Familien Nichts genommen. Unter der türkischen Herrschaft waren die Mauren Hausbesitzer und erhielten Miethe; sie besaßen Vieh und verkauften Lebensmittel, besaßen Ländereien und verkauften den Ertrag ihrer Erndten.

Bei der Ankunft der Franzosen verließen die Türken die Stadt, dann die Kuluglis, die Söhne der Türken und der Maurinnen; endlich folgten ihnen die Mauren. Indem sie die Stadt verließen, aus welcher sie ihr freier Wille vertrieb, verkauften sie nicht ihre Ländereien und ihre Häuser, die hätte Niemand kaufen wollen, sondern ihre Effecten, ihre Schmucksachen, und zwar unter dem dritten Theile ihres Werthes. Was sie in Algier nicht verkauften, wurde mitgenommen, eingeschmolzen und verkauft, wo sie sich befanden.

Aber nach zwei oder drei Jahren eines freiwilligen Exils bemerkten die Verbannten, daß ihre tragbaren Hülfsquellen erschöpft waren. Sie erkundigten sich und erfuhren, daß man den Zurückgebliebenen nichts zu Leide gethan habe; so kehrten sie zurück und fanden ihre Ländereien und ihre Häuser wieder.

Das Vertrauen war ein wenig zurückgekehrt; sie verkauften, aber um einen geringen Preis. Im Jahre 1832 kostete ein Haus sechshundert Franken. Wer dieses Haus für sechshundert Franken gekauft hatte, verkaufte es um zwölfhundert wieder; dann kaufte er eins um zwölfhundert

Franken und verkaufte es um zweitausend vierhundert wieder; daher kam es, daß in den Jahren 1830 bis 1835 so Viele ihr Glück machten.

Die, welche während dieser ersten Periode zurückkehrten, waren nur eine kurze Strecke weit geflohen; später kamen die, welche nach Tanger, Tetuan, Constantine und Tunis geflohen waren. Diese begannen ein wenig theurer zu verkaufen und dann legte man sich aufs Vermiethen. Nach der dort herrschenden Sitte sollten die Miethscontracte alle drei Jahre erneuert werden; aber die Miether, die an die europäischen Gebräuche gewöhnt waren, ließen einen Contract schreiben, daß die Erneuerung von dem Willen des Miethers abhängig sei.

Dann kamen die, welche nach Smyrna, Cairo oder Constantinopel geflüchtet waren. Diese vermietheten wie die Anderen, und zwar Einige auf beständige Dauer. Für eine kleine baare Summe machten die Türken alle möglichen Zugeständnisse.

Dies kam von der Ueberzeugung her, daß der Prophet ihnen einst seine Gnade wieder zuwenden und die Franzosen aus Algerien vertreiben werde.

Aber der Prophet beeilte sich nicht; die angezahlte Summe war verzehrt und man konnte nicht warten, bis die Miethe fällig wurde. Man diskontirte, man gab drei Jahre für eins, sechs Jahre für zwei, zwölf Jahre für drei. Was lag daran, wenn doch über kurz oder lang die Franzosen Algerien verlassen mußten.

Die Franzosen verließen Algerien nicht und die Mauren wurden zu Grunde gerichtet.

Sie begannen damit, die kostbaren Stoffe, die sie behalten hatten, zu verkaufen, und dann ihr Silberzeug; als sie keine kostbaren Stoffe und kein Silberzeug mehr hatten, verkauften sie ihre Töchter.

So wurden die Worte des heiligen Marabut erfüllt, welcher gesagt: Und die Töchter der Söhne der Gläubigen werden den Christen ihre Thüren öffnen.

Es ist wahr, daß die maurischen Mädchen sich prostituiren; aber sie geben sich nicht hin.

Es herrscht ein Haß zwischen den beiden Völkern, der von den Gegensätzen herrührt.

Zwischen dem Araber und uns ist Alles Gegensatz.

Hier wollen wir einige interessante Gegensätze anführen.

Muhammed verheißt den Muselmännern ein durchaus sinnliches Paradies.

Christus verheißt ein durchaus geistiges Paradies.

Der Franzose kann nur eine Frau heirathen und hat alle möglichen Gesetze gegen den Ehebruch.

Der Muselmann kann vier Frauen heirathen und so viele Concubinen nehmen, als ihm sein Vermögen erlaubt.

Die französischen Frauen gehen mit bloßem Gesichte und sind beständig auf den Straßen zu sehen.

Die arabischen Frauen sind in ihren Häusern gefangen und dürfen nur verschleiert ausgehen.

Wenn der Friede in der Familie eines Arabers gestört ist, so stellt er denselben durch Stockschläge wieder her.

Der Franzose, der eine Frau schlägt, ist entehrt.

Je mehr Frauen der Araber hat, desto reicher ist er

Oft reicht eine einzige Frau hin, um einen Franzosen zu Grunde zu richten.

Der Araber verheirathet sich so früh als möglich.

Der Franzose verheirathet sich so spät als möglich.

Die erste Frage eines Franzosen, wenn er einen Freund trifft, ist, wie sich seine Frau befindet.

Für einen Araber ist es die größte Beleidigung, ihn nach seiner Frau zu fragen.

Wir trinken Wein.

Den Arabern ist der Wein verboten.

Wir tragen anschließende Kleider.

Sie tragen sie weit.

Wir sagen, man müsse die Füße warm und den Kopf kühl halten.

Sie sagen, man müsse den Kopf warm und die Füße kühl halten.

Wir grüßen, indem wir unsern Hut abnehmen.

Sie grüßen, indem sie ihren Turban fester auf den Kopf drücken.

Wir lachen.

Sie sind ernst.

Wir schließen die Hausthür.

Sie erheben den Vorhang ihres Zeltes.

Wir schlagen stehend unser Wasser ab.

Sie thun es in sitzender Stellung.

Wir essen mit einer Gabel.

Sie essen mit den Fingern.

Wir trinken mehrmals beim Essen.

Sie trinken nur einmal, nachdem sie gegessen haben.

Unser Fasten ist leicht.

Das ihrige strenge. Vom Anbruch des Tages an bis zum Abend kann der Araber es dahin bringen, weder zu trinken, zu essen, zu rauchen, zu schnupfen, noch seine Frau zu umarmen.

Wir sperren die Narren ein.

Der Araber betrachtet sie als heilig.

Wir dutzen unsere Eltern und zeigen gewöhnlich mehr Liebe, als Respect gegen sie.

Der Araber darf in Gegenwart seines Vaters weder sitzen, noch rauchen, noch reden; eben so wenig wie ein jüngerer Bruder in Gegenwart des älteren.

Wir lieben die Reisen zum Vergnügen.

Der Araber reist nur des Nutzens wegen.

Wir wissen immer unser Alter.

Der Araber weiß es nie.

Wir setzen unsere Ehre darein, in der Schlacht oder beim Zweikampfe keinen Schritt zurückzuweichen.

Der Araber flieht ohne Schande.

Wir essen das Fleisch todtgeschlagener Thiere.

Sie essen nur das Fleisch ausgebluteter Thiere.

Die Historienmalerei ist bei uns eine Kunst.

Bilder von Menschen zu malen ist bei ihnen Sünde.

Wir nehmen an Allem Antheil.

Der Araber an Nichts.

Wir glauben an eine Vorsehung.

Er glaubt an ein blindes Schicksal. Wenn ihm ein großes Unglück begegnet, so sagt er: Hakun-Erbi, das heißt, Befehl Gottes.

Ein Araber sagte zu mir:

„Thue einen Franken und einen Araber in einen und denselben Kochtopf, laß sie drei Tage lang sieden, und Du wirst zwei gesonderte Bouillons erhalten."

Eine Sache, die nicht dazu beitragen wird, die Franzosen und Araber einander näher zu bringen, ist unsre Art, Recht zu sprechen.

Ein Beispiel:

Zwei Besitzungen stoßen an einander und sie haben allgemein bekannte und bestimmte Grenzen.

Es ist gut. Eben weil sie bekannt sind, glaubt der Araber Nichts fürchten zu dürfen.

Anstatt auf seinem Felde zu bauen, baut der Europäer auf dem Felde seines Nachbaren.

Der Araber, der große Lust hat, sich selber Recht zu verschaffen, versucht es nicht, weil es ausdrücklich verboten ist.

Er geht also zu dem Chef des arabischen Büreau's in der Stadt oder auf dem Lande und trägt ihm seine Sache vor.

Der Chef des Büreaus überzeugt sich mit seinen eigenen Augen von dem guten Rechte des Arabers; da er aber umständlich verfahren muß, so schreibt er an den Franzosen, er habe wahrscheinlich aus Irrthum auf einem Terrain gebaut, welches ihm nicht gehöre.

Der Uebertreter empfängt den Brief; da er aber nicht gezwungen ist, höflich zu sein, so giebt er sich nicht einmal die Mühe darauf zu antworten.

Der Araber, welcher sieht, daß sein Schritt ohne Er-

folg geblieben ist und daß sein Nachbar täglich neue Steine auf die alten häuft, kehrt zu dem Chef des Büreau zurück und erneuert seine Klage.

Der Chef des Büreau antwortet ihm, er habe Alles gethan, was er thun könne und verweist ihn an den Friedensrichter.

Der Friedensrichter citirt die beiden Parteien zu einer Vermittelung, aber der Franzose bleibt aus. Der Richter überzeugt sich, daß der Araber in seinem Rechte ist, und ertheilt dem Europäer den Befehl, das Terrain zu verlassen.

Der Araber kehrt zufrieden nach Hause zurück und erzählt, daß die französische Regierung doch Gerechtigkeit übe und daß der Cadi dem Franzosen den Befehl ertheilt habe, von seinem Gebiete zu weichen.

Da der Araber nicht weiß, was eine Anspruchsklage und eine Besitzklage ist, und überdies nicht begreift, wie man den Befehl des Cadi unbefolgt lassen könne, so wartet er ruhig ab, bis der Europäer sein Gebiet räumt, was seiner Meinung nach nicht fehlen kann.

So vergehen acht Tage.

Der Araber glaubt in seiner Einfalt, der müsse bestraft werden, der weder der Militairbehörde noch der Civilbehörde gehorcht.

Da aber die Zeit vergeht, das Haus immer größer und der Nachbar nicht bestraft wird, so kehrt der Kläger in das arabische Büreau zurück und erzählt als eine unerhörte Sache, daß der Franzose ungeachtet der Aufforderung des Büreauchefs und ungeachtet des Ausspruches des

Cadi sein Gebiet nicht nur nicht verlassen habe, sondern noch immer zu bauen fortfahre.

Der Araber bittet um einen Rath.

Der Büreauchef räth dem Araber, sich an das Tribunal erster Instanz zu wenden.

Der Araber wendet sich an das Tribunal erster Instanz und erfährt dort, daß er sich vor allen Dingen mit einem Advokaten zu versehen habe.

Der Araber macht sich auf den Weg, diesen unbekannten Gegenstand aufzusuchen, findet ihn und erkundigt sich, wie er zu verfahren habe, um wieder zu seinem Rechte zu gelangen.

Der Advokat antwortet ihm, Nichts sei leichter, es sei eine vortreffliche Sache, aber er müsse zuvor fünfundzwanzig Franken erlegen.

Der Kläger antwortet, er werde wiederkommen und begiebt sich in das arabische Büreau, um zu erfahren, ob er wirklich die geforderten fünf und zwanzig Franken geben muß.

Der Büreauchef antwortet ihm, es sei in der That so herkömmlich. Der Kläger fragt, wie es komme, daß er genöthigt sein solle, einem Manne, den er nicht kenne und dem er nichts schuldig sei, fünf und zwanzig Franken zu geben, weil ein andrer Mann, den er eben so wenig kenne, ihm sein Feld wegnehme.

Der Chef des arabischen Büreau sucht einen guten Grund anzugeben, findet aber keinen und antwortet:

„Es ist herkömmlich."

Sobald ihm der Mann, auf den er sein volles Ver-

trauen gesetzt hat, sagt, daß es herkömmlich ist, erhebt der Araber den Stein, unter welchem sein Geld verborgen ist, nimmt fünf Duros heraus und bringt sie dem Advokaten, dem er sie nach einander aufzählt, indem er jeden mit einem Seufzer begleitet.

Hierauf macht der Advokat in erster Instanz seinen Angriff auf den Europäer.

Wir setzen voraus, daß der Dolmetscher gut ist, daß der Richter weiß, wovon die Rede ist, und daß er in erster Instanz ein Urtheil fällt, welches dem Verurtheilten befiehlt, den Ort zu räumen.

Der Araber hat seinen Proceß gewonnen. Das Urtheil hat ihm freilich fünf Duros gekostet, aber endlich hat ihm der Aga Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wie auch der Cadi und die Medjeles; er hat also dreimal Recht bekommen. Zuerst vor dem Chef des arabischen Büreau's, dann vor dem Friedensrichter und endlich vor dem Richter in erster Instanz. Es ist daher unmöglich, daß er nicht wieder in den Besitz seines Feldes kommen sollte. Er erzählt dies in der Abendgesellschaft und sagt, der Sultan der Franzosen habe in Wahrheit nur Kinder in Algerien; einige Muselmänner, andre Franzosen.

Vierzehn Tage wartet er, ob der Europäer sich entfernen wird, aber der Europäer bleibt und setzt den Bau des Hauses fort.

Am sechzehnten Tage wird er vor den Appellhof geladen.

Er bringt dem arabischen Büreau das Papier, welches von der Linken zur Rechten, anstatt von der Rechten

zur Linken mit kleinen Buchstaben anstatt mit großen geschrieben ist, und fragt, was das zu bedeuten hat.

Der Chef des arabischen Büreau's antwortet ihm, sein Nachbar finde, man habe ein unrichtiges Urtheil gefällt und verweise ihn vor ein neues Tribunal.

Der Araber erkundigt sich, was er jetzt zu thun hat.

Er muß nach Algier gehen, aber um die Schritte, die er zu thun hat, zu erleichtern, giebt ihm der Chef des arabischen Büreau einen Brief an einen Advokaten des Appellhofes mit.

Dieser befindet sich in der Hauptstadt und er fordert achtzig Franken, sechzehn Duros anstatt fünf.

Der Araber erstaunt über diese neue Forderung; indessen entschließt er sich kurz, zieht die sechzehn Duros aus der Tasche, giebt sie dem Advokaten und empfiehlt ihm seinen Proceß.

Der Proceß ist nicht zu verlieren, auch gewinnt ihn der Advokat. Der Uebertreter wird zur Wiedererstattung des Ackers und in die Proceßkosten verurtheilt. Der Araber wird also seinen Acker und seine Ausgaben wieder erhalten.

Er kehrt nach Hause zurück und wartet.

Das Haus wächst noch immer und man ist schon beim Giebel; aber anstatt seine Kosten ersetzt zu bekommen, empfängt der Araber ein neues gestempeltes Papier.

Er wird an den Cassationshof verwiesen.

Der Proceß dauert schon ein Jahr. Der Araber, mit seinem Proceß beschäftigt, hat sein Feld nicht bestellt und folglich seine Erndte verloren. Er muß dem Advoka-

ten des Cassationshofes hundert und funfzig Franken gegeben, außerdem fünf und zwanzig, die er dem Advokaten der ersten Instanz und dann achtzig, die er dem Advokaten des Appellhofes gegeben. Er muß überdies die Reise nach Paris machen, wenn er seinen Proceß verfolgen will. Da verläßt er Haus und Acker und entflieht, indem er sagt, daß Christen, Regierung und Privatleute, sich verbündet haben, um ihn zu berauben.

Nach Verlauf von drei Jahren läßt der Europäer seinen Besitz bestätigen und ist rechtmäßiger Herr des Hauses und des Bodens.

Wenn die Türken die Justiz ausgeübt hätten, so wäre die Sache auf folgende Weise vor sich gegangen.

Der Araber hätte einen Markttag gewählt und seine Klage bei dem Caid angebracht. Der Caid hätte die Parteien vor den Cadi geschickt. Der Cadi hätte zu der Sitzung die Aeltesten des Landes kommen lassen, um von ihnen zu erfahren, auf wessen Seite das Recht sei.

Die Aeltesten des Landes hätten Zeugniß abgelegt, der Räuber hätte funfzig Stockschläge unter die Fußsohle erhalten und Alles wäre geschehen gewesen.

Ein neuer Beweis, daß jener Schiffskapitain, der die baumwollenen Mützen nach Tunis führte, Unrecht hatte die französische Justiz der türkischen vorzuziehen.

## Der Marabut von Sidi-Capschi.

Der Leser wird sich erinnern, daß der Marschall uns eingeladen hatte, am zweiten Tage nach unsrer Ankunft der Einsetzung des Scheik El-Mokrani beizuwohnen.

Am Tage nach dieser Einladung ließ er uns sagen, die Ceremonie sei auf den 1. Januar verschoben und wir könnten die beiden noch übrigen Tage des Jahres 1846 dazu anwenden, um nach Blidah zu gehen.

Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, stiegen in eine Art von Omnibus und reisten ab zu der Stadt der Orangenbäume.

Blidah hat eine reizende Devise erhalten: man nennt mich kleine Stadt, ich nenne mich kleine Rose.

Ein wenig jenseits Buffarik, in der Mitte der Landstraße, erhebt sich eine Säule ohne Namen, welcher andeutet, zu welchem Zweck die Säule errichtet ist.

Es ist die Säule des Sergeanten Blaudan.

Sie wissen nicht, was es mit dem Sergeanten Blaudan auf sich hat.

Es ist der Name eines jener unbekannten Helden, welche alle Tage thun, was Leonidas und Horatius Cocles nur einmal gethan haben.

Am 11. April 1842 ging Blaudan mit achtzehn Mann, einem Arzte, einem Brigadier, einem Jäger und einem Bürger von Bussarik aus, um die Correspondenz nach Mered zu tragen.

Eine Schlucht, über die eine Art von Brücke führt, durchschneidet die Ebene.

In die Nähe dieser Schlucht gekommen, erblickte Blaudan, daß sie mit Arabern angefüllt war, und stellte seinen kleinen Trupp sogleich in Schlachtordnung auf.

Hierauf verließ ein Neger, der vollkommen französisch sprach, die feindlichen Glieder und näherte sich Blaudan bis auf einen Pistolenschuß.

„Ergieb Dich, Sergeant," sagte er, „und es soll Dir und Deinen Leuten nichts zu Leide geschehen."

„Du sollst sehen, wie wir uns ergeben," sagte Blaudan.

In demselben Augenblick legte er an und schoß ihn nieder.

Gleich darauf begab er sich hinter sein Peloton und befahl, das Feuern zu beginnen.

Unter dem Kugelregen begannen die Araber zurückzuweichen.

Dann kehrten sie zum Angriff zurück und gaben ebenfalls Feuer.

Acht Mann fielen. Blaudan erhielt zwei Kugeln, was ihn nicht verhinderte, Feuer zu commandiren.

Beim ersten Feuer der Araber war das Pferd des Brigadier verwundet worden und hatte seinen Reiter abgeworfen.

„Uebernimm das Commando des Peloton," sagte Blaudan zu ihm, „denn ich kann nicht mehr."

Die Araber griffen mehrmals an, aber jeder Angriff, so erbittert er auch war, mußte vor unsern Bajonnetten zurückweichen.

Die Verwundeten luden die Gewehre und die, welche stehen geblieben waren, feuerten sie ab.

Diese Leute waren einjährige Rekruten, die noch kein Feuer gesehen hatten.

In Beni-Mered war ein Blockhaus, wo sich einige telegraphische Zeichen befanden, womit man die Gegenwart der Araber ankündigte.

In demselben Augenblick wurde in Buffarik zum Aufsitzen commandirt und Alle eilten nach der Richtung hin, von wo man die Flintenschüsse hörte.

Dasselbe that man in Beni Mered. Einige dreißig Mann, sowohl Soldaten als Arbeiter, an deren Spitze sich der Lieutenant Gianetti stellte, waren der von Buffarik kommenden Verstärkung vorangegangen.

Die Araber wichen zurück aber flohen nicht, und erst die Jäger von Buffarik zerstreuten sie vollends.

Die Todten und Verwundeten waren um Blaudan gruppirt. Blaudan saß auf zwei Leichen und lehnte sich

an einen Pariser, Namens Malachard, an, dem der Schenkel zerschmettert worden war.

Sieben Mann standen noch, ohne verwundet zu sein.

Blaudan verlor das Bewußtsein in dem Augenblick, als man ihn aufrichtete, indem er sagte:

„Es war Zeit."

Als er wieder zu sich gekommen war, brachte man ihn nach Buffarik, wo er im Deliriüm starb, indem er rief:

„Feuert immerzu."

Indessen hatte er im letzten Augenblick einige Ruhe. Der Oberst Morris benutzte dieselbe, um ihm sein eigenes Kreuz der Ehrenlegion in die Hand zu geben.

Er küßte es und starb.

Wie bereits erwähnt, hat man eine Säule an dem Platze errichtet, wo das Gefecht stattgefunden. An dieser Säule liest man die Inschrift:

„Den zwei und zwanzig Tapferen von Beni Mered. — Gefecht vom 10. April 1842."

Man hätte auch Blaudan's Namen und die Namen seiner ein und zwanzig Leute auf diese Säule setzen sollen. Aber das Monument ist in Entreprise gegeben worden und da der Unternehmer sah, daß er dabei verlieren würde, so wollte er diese Kosten nicht noch daran wenden.

Die Namen waren noch nicht eingravirt, als ich mir am 31. December 1846 um ein Uhr Nachmittags am Fuß der Säule die eben mitgetheilten Notizen aufzeichnete.

Zwei Stunden später waren wir in Blidah.

Nach dem, was Blidah heutiges Tages ist, mit sei-

nen großen viereckigen Häusern und seinen parallelen Fenstern, die ohne Weiteres die glühenden Sonnenstrahlen Afrika's einlassen, ist es schwierig, sich einen Begriff zu machen, was Blidah ehemals war mit seinen terrassenförmig gebauten arabischen Häusern, die sich unter Cactushecken und Orangengärten verloren. Und doch hat man seine bewundernswürdige Lage nicht verändern können; man hat seine Lage am Fuße der letzten Abhänge des Atlas nicht anders machen können; man hat diesen Duft aus alten Zeiten nicht entfernen können, welcher Blidah, wenn nicht zu einem Wunder, so doch zu einem Kleinod macht.

Wir wurden von einem Bataillonschef, Namens Bourbaki, sehr gut aufgenommen. Unter diesen erprobten Männern ist der Muth des Bourbaki sprichwörtlich geworden. Ich habe nie einen vollständigeren Typus des französischen Officiers, elegant, schön, tapfer, gesehen.

Gleich den Meisten von denen, die lange in Afrika gelebt haben, ist Bourbaki dahin gekommen, eine wahre Zuneigung für die Araber und eine tiefe Verachtung gegen alle Spekulanten und Intriguanten, die aus Frankreich kommen, zu empfinden. Uebrigens drückt ein Sprüchwort die allgemeine Meinung in dieser Hinsicht aus, indem es sagt: Die redlichen Leute, die aus Frankreich nach Algier gekommen, sind zu Lande dorthin gekommen.

Wir haben erzählt, auf welche Weise die Justiz nach französischer Art ausgeübt wird. Bourbaki citirte uns eine Probe von der arabischen Justiz, die sich an demselben Orte zugetragen, wo er sie uns erzählte.

Ein Mann stellt sich dem Tribunal des Jaha dar,

welcher Aga von Blidah war, und erzählt ihm, wie er seine Frau im Ehebruch mit seinem Nachbar betroffen und wie er seinem Nachbar mit einem Pistolenschusse den Kopf zerschmettert.

„Und Deine Frau," sagte Jaha=Aga, was hast Du mit der angefangen?"

„O! meine Frau liebe ich sehr," sagte der Araber, „und lasse sie leben."

„Führt diesen Mann weg," sagte Jaha=Aga, „er ist ein Mörder."

Acht Tage später stellte sich ihm ein andrer Araber dar, dessen Dolch noch von Blut triefte.

„Was hast Du gethan und woher kommt dieses Blut?" fragte Jaha=Aga.

„Es ist das Blut meiner Frau und ihres Liebhabers, die ich im Ehebruch getroffen und getödtet habe."

„Alle Beide?!"

„Alle Beide."

„Gut, hier sind fünfhundert Franken, um Dir eine andere Frau zu kaufen, Du kannst gehen."

Man fragte Jaha=Aga, warum er diesen Unterschied zwischen den beiden Männern mache, die doch beide des Mordes schuldig seien.

„Der Unterschied besteht darin," sagte Jaha=Aga, „daß der Erste, indem er nur einen von den beiden Schuldigen tödtete, ein Mörder ist, und der Zweite, der sie alle beide tödtete, Gerechtigkeit übte."

Bourbaki, der von unsrer Ankunft benachrichtigt war, hatte eine Excursion in das Gebirge veranstaltet und lud

uns ein, den Kuskussou in dem Marabut von Sidi-Cap-schi zu essen.

Die Leute, die uns einluden, nannten sich ehemals die Häuptlinge der Ebene. Wir haben sie in das Gebirge zurückgedrängt, ihnen ihr Eigenthum genommen und ihnen dafür unser Freundschaftsbündniß gegeben. Ohne Zweifel ist es sehr ehrenvoll für sie; aber von dem Gesichtspunkte der Leute aus, die sich als die natürlichen Besitzer des Bodens betrachten, ist es vielleicht nicht hinreichend.

Indessen führte uns Bourbaki von Seiten einiger Araber Beispiele seltener Treue an.

Wir wollen eins davon mittheilen.

Achmet-Ben-Kadur, jetzt Caid der Beni-Khetil, war seit dem Angriffe des Sidi-Ben-Embarek Scheik der Guerruau. Nach drei Tagen unerhörter Anstrengungen schwang er sich, als er seinen Stamm besiegt sah, auf eine langhaarige Stute, verließ Zelt, Frauen, Kinder und kam in Blidah an.

Man empfing den als einen Landstreicher, der uns eben außer dem Blute seiner Adern alle Schätze des Vermögens und alle Schätze des Herzens geopfert hatte.

Von Allen verlassen, wurde Achmet-Ben-Kadur, um zu leben, zuerst Eseltreiber und dann Steinklopfer.

Er beschäftigte sich mit dieser letzten Arbeit und lebte von dieser Industrie, als der General Changarnier, welcher Auskunft über die Beni-Salah, über die Madjuts und Muzaias zu haben wünschte und mehrere Araber kommen ließ, unter deren Zahl sich zufällig auch Achmet-Ben-Kadur befand.

Bei den ersten Worten, die dieser aussprach, schätzte der General den Mann und bediente sich seiner bei der Unterwerfung von Mitidjah als Führer.

Als er bei dem General Changarnier war, erhielt er von Abd-el-Kader eine Botschaft, worin dieser ihm drohte, seiner Frau und seinen Kindern den Hals abschneiden zu lassen, wenn er nicht unsern Dienst verlasse.

„Sag' dem Emir," antwortete Achmet-Ben-Kadur, „wenn er meiner Frau den Hals abschneide, sei ich reich genug, mir eine andere Frau wieder zu kaufen; wenn er meinen Kindern den Hals abschneide, sei ich jung genug, um wieder andre Kinder zu zeugen."

Wir haben bereits von der arabischen Gastfreiheit gesprochen. Noch einige Worte über diese große Tugend unsrer Feinde.

Ein Reisender kommt in einen Duar, welches wörtlich ein Kreis von Zelten heißt. Um nicht Frauen zu begegnen, läßt er seine eisernen Sporen in seinen eisernen Steigbügeln klirren.

Der Herr des Zeltes, vor welchem er anhält, hört dies Geräusch und kommt heraus.

Der Reisende kommt näher und sagt:

„Dif-Erbi, ein Eingeladener Gottes."

Der Besitzer des Zeltes antwortet:

„Marhaba-bik, er sei willkommen."

Darauf hält er ihm den Steigbügel; der Reisende läßt ihn machen, setzt den Fuß auf die Erde, tritt in das Zelt, legt sich auf die bereiteten Teppiche, und wenn er ein Mann von Stande ist, so hat er nicht weiter an sein

Pferd, an seine Waffen noch an das, was ihm gehört, zu denken.

Bei seiner Abreise wird er Alles wiederfinden.

Zu gleicher Zeit bereitet man ihm sein Mahl und wenn das Mahl bereitet ist, trägt man es ihm auf. Der Herr des Zeltes und seine Nachbaren leisten ihm Gesellschaft, damit ihm die Zeit nicht lang wird.

Bei dem ersten Zeichen der Schläfrigkeit entfernt man sich.

Man hat ihn noch nicht einmal gefragt, wer er ist oder woher er kommt.

Am folgenden Tage wird ihm, wenn er bleiben will, dieselbe Sorgfalt gewidmet; wenn er abreisen will, findet er zur verabredeten Stunde sein Pferd gesattelt. Er besteigt es und sagt:

„Erbi Ikelef Alikun, Gott gebe es Dir wieder.“

Damit ist die Gastfreundschaft bezahlt.

Der Oberst Daumas, der mit Auzonne de Chancel die beiden herrlichen Werke geschrieben hat, woran das eine die Sahara und das andere die Karavane heißt, sagte mir:

„Eines Abends verlangten einer von meinen Freunden und ich Gastfreundschaft von einem Manne in Glea, einem kleinen Dorfe, welches westlich von Beni-Mezab liegt.

„Sein Sohn, ein reizendes Kind von acht oder zehn Jahren, gefiel uns sehr und wir spielten einen Theil des Tages mit ihm.

„Gegen sechs Uhr Abends verschwand er.

„Als der Vater uns das Abendessen brachte, fragten wir ihn, wo das Kind sei, da wir überrascht waren, es nicht wiedergesehen zu haben.

„Wir achteten damals nicht auf den traurigen Ausdruck in dem Gesichte des Vaters, noch auf den Ton seiner Stimme, als er uns antwortete:

„„Er ist zu Bette gegangen, er schläft.""

„Am folgenden Morgen, als wir uns zur Abreise rüsteten, trat der Vater in unser Zimmer.

„„Meine Gäste,"" sagte er, „„Ihr habt mich gestern Abend gefragt, wo mein Sohn sei. Mein Sohn spielte mit einem Kinde seines Alters, und indem er von einer Terrasse zur andern sprang, fiel er sich todt. Ich habe Euch geantwortet, mein Sohn sei zu Bette gegangen und schlafe, weil Euch das Kind gefallen und Ihr einige Zuneigung für dasselbe zu empfinden schienet, und weil ich fürchtete, wenn ich Euch die Wahrheit sagte, möchte Euch das Abendessen nicht schmecken und Ihr die Nacht nicht so gut schlafen, wie sonst. Gott wird mir der guten Absicht wegen die Lüge verzeihen. Jetzt habt Ihr gespeist und gut geschlafen, obgleich der Tod mit Euch in demselben Hause wohnte, und ich komme Euch zu sagen: Meine Gäste, ich begleite die Leiche meines einzigen Kindes auf den Begräbnißplatz — wollt Ihr mit mir der Leiche folgen?""

Es bedarf keiner Bemerkung über diese Anekdote. Ich habe sie nie erzählt, ohne daß den Zuhörern Thränen in die Augen traten.

Unsre Karavane hatte sich in zwei Theile getheilt.

Bourbaki und ein Theil unsrer Officiere waren mit

Giraud, Alexander, Boulanger, Maquet, Auzonne de Chancel und Desbarolles voraus gereist; ich war zurückgeblieben, um in dem Hotel zu Blidah einige Notizen niederzuschreiben.

Gegen vier Uhr benachrichtigte man mich, es sei Zeit, mich auf den Weg zu machen, wenn ich eine oder zwei Stunden mit unserm Wirthe Mohammed zubringen wollte.

Ich bestieg das erste beste Pferd, das Pferd eines Trompeters, glaube ich, und wir ritten in starkem Trabe durch die Straßen von Blidah.

Als wir erst draußen waren, setzten wir unsre Pferde in Galopp.

Ein Schakal, der über den Weg sprang, und den wir verfolgten, brachte uns auf einen Augenblick von unserer Richtung ab; da aber die Nacht heranrückte, so ließen wir ihn sich in dem hohen Grase der Ebene verbergen.

Meine Begleiter trieben mich zur Eile an, da der Weg, auf dem wir uns befanden, ganz mit Getraidegruben übersäet war, deren Oeffnungen man schon am Tage schwer sieht und die in der Nacht sehr gefährlich werden.

Wir kamen gegen halb sieben Uhr in dem arabischen Dorfe an, welches auf einer der ersten Erhöhungen des Atlas liegt. Wir wurden sowohl von unsern Wirthen, als auch von unsern Begleitern, die fast vor Hunger starben, ungeduldig erwartet.

Alle waren in dem Hause der Fremden versammelt.

Das Haus der Fremden war ein großes Gebäude, welches in der Mitte des Platzes lag und auf allen vier

Seiten offen, gleich dem Tempel des Janus zur Zeit des Krieges, andeutete, daß man willkommen sei, von welcher Himmelsgegend man auch kommen möge.

Eine Curiosität dieses Hauses, die den Beweis liefert, daß man es besonders für Europäer erbaut hat, ist, daß sich ein Tisch und Stühle darin befinden.

Die überall hingelegten Decken, Kissen und Teppiche deuteten an, daß die Bekenner des Propheten ebenfalls ein Recht an die Gastfreundschaft des Hauses der Fremden haben.

Unser Mahl bestand in Milch mit Zucker, in geronnener Milch, in Hühnern und Enten, die in ihrer Sauce schwammen, und in einem ungeheuren Kuskussu, der das Hauptgericht der Mahlzeit bildete.

Ein Benweis von dem Grade der Civilisation, den unsere Wirthe erreicht hatten, war, daß uns zu unserer Mahlzeit Gabeln und Löffel hingelegt wurden, und daß Mohammed mir eine Prise aus einer Dose anbot, worin pariser Schnupftabak gewesen war.

Wir blieben bis elf Uhr bei unsern neuen Freunden, rauchten und tranken Kaffee. Um elf Uhr kündigte uns Bourbaki an, daß es Zeit sei abzureisen.

Wir nahmen sehr zärtlichen Abschied von unsern Wirthen und machten uns bei heftigem Regen und bei einer Dunkelheit, die uns nicht gestattete, die Köpfe unserer Pferde zu sehen, auf den Weg, um nach Bouffarik zurückzukehren.

Es war nicht daran zu denken, unsere Pferde den steilen Abhang, den wir passiren mußten, hinunter zu lenken.

Bourbaki, der natürlich das Commando der Karavane führte, rieth uns, den Zügel auf den Hals unserer Pferde fallen zu lassen und uns ihrem Instinct anzuvertrauen.

Nach dem Abschied von den Menschen, wurden wir von dem Gebell der Hunde begrüßt, die uns weiter als eine Viertelstunde begleiteten.

Als wir auf der Ebene ankamen, fanden wir eine arabische Wache.

Eine Wache befindet sich immer vor den Goums, nicht um für die Sicherheit der Goums, sondern für die der Reisenden zu wachen.

An den Orten, wo die uns befreundeten Araber an feindliche Araber grenzen, haben diese Wachen den Zweck, die Reisenden nicht vorüber zu lassen, die sich unbesonnener Weise auf ein feindliches Gebiet wagen könnten.

In diesem Falle werden die Reisenden entweder in die Wachen selbst aufgenommen oder zu einem Goum geführt.

Ich kenne nichts so Malerisches, wie diese zerlumpten Araber, welche die Wache bilden, unter einem in Lappen herunterhängenden Zelt bei dem Scheine eines Feuers, welches unaufhörlich brennt und sie mit seinem zitternden und flüchtigen Glanze beleuchtet.

Uebrigens nahm der Regen immer zu, und seit meiner Reise in Calabrien habe ich nichts so Widerwärtiges erlebt. Es schien fast, als hätten die Wolken von Algerien um unsere nahe Abreise gewußt und von uns Abschied nehmen wollen, indem sie uns noch einmal nach besten Kräften begrüßten.

Das Schlimmste war, daß wir auf den schwierigen

Wegen nur Schritt für Schritt weiter kommen konnten. Nach Verlauf einer halben Stunde waren wir im eigentlichsten Sinne Filtrirmaschinen geworden, denn das Wasser, welches an unserem Hemdekragen hereinlief, kam zu unsern Stiefeln wieder heraus.

Die Anfangs lebhafte Unterhaltung ermattete nach und nach und verstummte endlich ganz. Wir ritten auf zwei parallelen Fußsteigen hintereinander her, die zu beiden Seiten eines Weges dahinliefen, der mehr einer Schlammpfütze als einer Straße glich.

Eine Glocke ließ sich hören und that zwölf Schläge.

Wir hatten eben die unmerkliche Kluft überschritten, die ein Jahr von dem andern trennt. Die letzte Stunde des Jahres 1846 sagte uns Lebewohl, übergab uns dem Jahre 1847 und versenkte sich in die Ewigkeit.

In weniger als einer Minute rief ich alle Personen, die ich liebte, in meine Erinnerung zurück und sie ließen sich gewiß nicht träumen, daß ich ihnen meine Neujahrswünsche aus der Mitte der Ebene von Mitidjah zusendete, vor Frost bebend und von den Füßen bis zum Kopfe oder vielmehr vom Kopfe bis zu den Füßen von einem jener Regenströme gebadet, wovon wir selbst in Frankreich keinen Begriff haben.

Zehn Minuten später waren wir in Buffarik, wo wir, Dank sei es der Sorgfalt Bourbak'is, der die Rolle unseres Amphitryo übernahm, mit der Schnelligkeit eines militairischen Kommando's einen großen geheizten Saal und einen gut besetzten Tisch hatten.

Der Omnibus, der uns am Morgen dorthin gebracht hatte, führte uns nach Algier zurück.

Noch einmal hatten wir — vielleicht auf immer — von unsern guten Freunden, die wir einen Tag gekannt und mit welchen wir angenehm unser Leben hätten zubringen können und die wir aller Wahrscheinlichkeit nach niemals wiedersehen werden, Abschied genommen.

Der Neujahrstag in Algier.

Wir erinnern uns, daß der Marschall uns eingeladen hatte, der Einsetzung des Scheik El-Mokrani beizuwohnen.

Ein solches Fest durften wir nicht versäumen.

Diese Einsetzung war überdies eine wichtige Sache, da El-Mokrani unter den Arabern eine einflußreiche Person war.

Der General, der dieselbe auf den ersten Tag des Jahres festgesetzt hat, hatte eine gewisse Feierlichkeit daraus gemacht.

Um ein Uhr fanden wir uns bei dem Marschall ein.

Die Ceremonie sollte eben beginnen.

Die Versammlung war zahlreich. Sie bestand aus Muftis, aus Cadis von den beiden Secten, aus Beisitzern der Muftis und der Cadis, aus Ukils der verschiedenen religiösen Körperschaften, aus Ulemas oder eingeboren Gesetzkundigen, aus Caids und Agas aus der Ebene von Mitidjah, aus dem Caid der Chenuas und den Personen seines Gefolges, aus dem Helden des Festes, dem Häuptling Medjana-Seid-Achmet-Ben-Mohammed-el-Mokrani, aus seinem kleinen Sohne und sei-

nen Verwandten, endlich aus einer großen Anzahl von Arabern, die gekommen waren, um ihre Häuptlinge zu begleiten.

Man begann mit dem gewöhnlichen Händeküssen. Da vermöge eines glücklichen Zufalls das mohammedanische Jahr diesmal fast zu gleicher Zeit mit dem französischen endete, so sprach der Marschall den Arabern seine Freude aus, die Glückwünsche zum neuen Jahre mit ähnlichen Wünschen erwiedern zu können.

Der Mufti, ein achtzigjähriger Greis, nahm hierauf das Wort im Namen aller Eingebornen und bat den Marschall, ihre Glückwünsche zum Antritt des neuen Jahres gütig aufzunehmen, so wie auch die Gebete, die sie an Gott richteten, die Macht und das Glück Frankreichs wenn möglich noch zu erhöhen.

Hierauf nahm der Marschall seinerseits das Wort mit jener Zierlichkeit der Form und den glücklich gewählten Ausdrücken, wodurch er sich auszeichnet, und erklärte den Arabern, das Glück Algeriens sei von drei wichtigen Fragen abhängig, welchen sie alle ihre Aufmerksamkeit zuwenden müßten.

Diese drei Fragen wären: der Friede, die Gerechtigkeit und der Ackerbau.

„Der Friede ist meine Sache," sagte hierauf der Marschall. „Ich verspreche ihn Euch und werde ihn Euch geben."

El-Mokrani gab ein Zeichen, daß er antworten wolle. „Marschall," sagte er, „wir Alle sind überzeugt, daß Deine Regierung nur glücklich sein kann; denn der gute Mensch kann sich nur Deiner Wohlthaten erfreuen und der böse Mensch vermag nicht, Deinem Zorne zu entfliehen."

„Die Gerechtigkeit wird unter Euch von denjenigen der Eurigen ausgeübt, die Ihr für würdig erachtet habt, das heilige Amt des Richters zu verwalten," fuhr der Marschall fort, „sie handeln vor unsern Augen und unter unsrer Leitung. Beklagt Euch also bei mir, wenn

Ihr Ursache habt, Euch zu beklagen, und im Nothfall werde ich Euch selber Gerechtigkeit angedeihen lassen."

Hierauf dankte der Cadi im Namen des muhamedanischen Richterstandes dem Marschall für das Vertrauen, welches er den Eingebornen geschenkt, und gab ihm die Versicherung, daß die muhamedanischen Richter beständig bemüht sein würden, sich des wichtigen Amtes, welches ihnen übertragen worden, würdig zu machen.

„Der Ackerbau ist eine Folge des Friedens," fuhr der Marschall fort. „Der Krieg ist eine dreifache Geißel, denn er führt das Elend und den Mangel mit sich. Ich habe Euch den Frieden versprochen und mit Gottes Hülfe, der die Trockenheit und die Heuschrecken entfernen wird, kann ich Euch Ueberfluß verheißen."

Hierauf erhielt El-Mokrani ein Zeichen sich zu nähern, und ihm eine Flinte gebend, sagte der Marschall:

„Gegen die Löwen und gegen die Feinde Frankreichs."

Hierauf hing er ihm einen mit Gold besetzten Bournous von rothem Tuch um die Schultern und gab ihm ein Stück feines Zeug aus Lyon, um seinen Frauen ein Geschenk damit zu machen.

El-Mokrani ließ dagegen eine prächtige arabische Flinte zurück, die mit Silber und Korallen ausgelegt war. Die Flinte mochte wohl zehn Mal so viel werth sein, als ihm Frankreich durch die Hände des Marschalls gab.

Seinem Sohne, einem schönen Kinde von zehn Jahren, warf er einen Bournous von Caschemir um die Schultern, um den ihm die eleganteste Frau würde beneidet haben, während sie kaum gewagt hätte, den mit Gold besetzten Bournous, den die königliche Freigebigkeit dem arabischen Richter schenkte, ihrem Lakaien zu geben.

Ohne Zweifel hatte er prächtige Stoffe, die in Fez gewebt oder in Tunis gestickt waren, in seinen Zelten, und im Vergleich zu welchen die Stoffe aus Lyon nur den Werth eines Shawls von Ternaux, mit einem indischen Gewebe verglichen, hatten.

Aber El-Mokrani war ein Mann, der zu leben wußte; er stellte sich, als halte er die Flinte, den Bournous und den ihm geschenkten Stoff für viel kostbarer, als was er dagegen gegeben, und zog sich zurück, indem er dem Marschall in dem vollen Pomp der arabischen Sprache dankte.

Nachdem der Marschall den neuen Califat eingesetzt hatte, wendete er sich zu dem Caid der Chenuas, Kassem-Bel-Djallud, und dankte ihm im Namen Frankreichs für den Beistand, den sein Stamm vor vierzehn Tagen einem gescheiterten Schiffe geleistet, dessen Mannschaft man gerettet.

Wäre das Schiff zwei Jahre früher an derselben Küste gestrandet, so wäre kein Mensch verschont worden und kein Kopf auf den Schultern geblieben.

„Ich bin beschämt von den Complimenten, die Du mir machst, Marschall," antwortete der Caid. „Ich glaubte nur meine Pflicht gethan zu haben, und wenn ein Muselmann seine Pflicht thut, ist er Nichts weiter als ein redlicher Mann."

Als die Ceremonie beendet war, entließ der Marschall Alle mit Ausnahme des Califat und seines Sohnes, die mit uns zu Mittag speisen sollten.

Als wir allein mit ihm waren, sagte der Marschall zu uns:

„Sie sollen sehen, auf welche Weise die Franzosen und die Araber einander verstehen. — El-Mokrani," sagte der Marschall, „indem meine Regierung Dich zum Califat von Medjana ernennt, bewilligt sie Dir ein Gehalt von zwölftausend Franken."

„Ich werde sie zahlen, ohne daß das Geringste daran fehlen soll," antwortete sich verneigend El-Mokrani.

Bei seinen arabischen Ideen konnte er nicht begreifen, daß er bezahlt werden sollte, um ein Commando auszuüben, anstatt selber zu zahlen.

Wir benutzten die Gelegenheit, um ihm auch einige Fragen vorzulegen.

„Wieviel Söhne hast Du?“ fragte ich ihn.

„Drei,“ antwortete er.

„Und wieviel Töchter?“

„Ich weiß es nicht.“

Er hatte die Sache nie für so wichtig gehalten, um sich darnach zu erkundigen.

Ich fragte ihn, ob er einen Begriff von den großen Städten habe, die man Carthago, Babylon und Tyrus genannt.

„Die Schnur, die das Zelt des Arabers zusammenhält, ist nur eine Schnur,“ antwortete er mir, „und sie hat alle Städte fallen sehen, von welchen Du gesprochen.“

Nach einer Viertelstunde waren wir die besten Freunde von der Welt und er vertraute uns an, daß er eine schreckliche Krankheit habe, die im Innern des Landes häufiger ist, als man denken sollte, und daß er vor allen Dingen eines Arztes bedürfe.

Chancel, der seit drei Jahren in Algier wohnt, übernahm es, ihn am folgenden Tage zu dem geschicktesten Arzte in der Stadt zu führen.

Am Abend und am folgenden Tage trafen wir unsre Vorbereitungen zur Abreise.

Am 3. Januar verließen wir Algier mit der Fregatte Orenoque.

Als ich in das Hotel zurückkehrte, empfand ich eine lebhafte Freude. Ich fand eine Karte von der Dejazet.

War denn die Dejazet, die reizende Fretillon, die entzückende Marquise de Pretentaille, die ausgelassene Lisette in der Hauptstadt Algeriens?

Sobald ich die Karte gelesen hatte, eilte ich zu der angegebeneste Adresse. Unglücklicherweise hatte die Dejazet das feste Land Europa's nicht verlassen; nur eine ihrer Freundinnen — die arme Dejazet hat fast eben so viele Freundinnen, wie ich Freunde habe — nur eine ihrer

Freundinnen hatte sich nach Algier verirrt und wußte nicht, wie sie nach Frankreich zurückkommen sollte.

Sobald sie mich gefunden, war sie weniger unruhig gewesen über die Art, wie sie zurückkehren sollte.

Wenn ich das arme Wesen nicht zu verletzen fürchtete, würde ich, um meinen guten Ruf zu sichern, mich beeilen, zu sagen, daß sie weder jung noch hübsch war.

Nichts vergeht so rasch als die letzten Stunden vor der Abreise, und als wir am 3. Januar um zehn Uhr Morgens an Bord des Orenoque waren, machten wir uns Vorwürfe, nicht die Hälfte von dem ausgerichtet zu haben, was wir in Algier hatten ausrichten wollen.

Funfzig Faden vom Orenoque lag der Veloce vor Anker.

Auch dort ließen wir gute Freunde und gute Herzen zurück, die sehr erstaunt gewesen sein müssen, als sie Herrn Leon de Malleville sagen hörten, unsre Gegenwart am Bord des Veloce habe die französische Flagge entehrt.

Es versteht sich von selbst, daß Herr Leon de Malleville sich, nachdem er dies gesagt, hinter die Unverletzlichkeit der Tribüne zurückgezogen.

Dies muß man wissen, darum lasse ich es drucken.

Das ganze Officiercorps, Capitain Berard an der Spitze, war auf dem Verdeck des Veloce

Die ganze Schiffsmannschaft befand sich auf den Strickleitern, auf den Raaen und in den Mastkörben.

Alle Taschentücher flatterten, alle Hüte sagten uns Lebewohl.

Wir lichteten die Anker, fuhren einen halben Pistolenschuß weit an einander vorbei und stießen einen lauten Ruf aus, um einander Lebewohl zu sagen.

So lange ich den Veloce sehen konnte, blieben die Officiere auf dem Verdeck und die Matrosen auf dem Tauwerk.

Eine Stunde lang blieb ich starren Blickes und unbeweglich stehen; wir hatten so gute Stunden mit diesen würdigen Officieren und diesen wackeren Matrosen zuge-

bracht, die es eben so gerecht fanden, daß man einem Dichter ein Schiff zur Verfügung stelle, als einem dritten oder vierten Attaché einer Gesandtschaft.

Endlich verschwand Alles in der Ferne wie ein Traum, zuerst das Schiff, dann die Stadt und endlich auch die Berge. Afrika war nur noch ein Nebel, und endlich verschwand auch dieser.

Freilich nehme ich ein lebendiges Andenken an dieses Afrika mit, welches ich verließ.

Dies waren meine beiden arabischen Künstler, die ich von Tunis mitnahm, um mir ein Zimmer à la Monte-Christo bauen zu lassen.

Am Abend des 4. fuhren wir nach einer sehr günstigen Fahrt, die nur neun und dreißig Stunden gewährt hatte, in den Hafen von Toulon.

Im Gegensatz zu der Empfindung, die ich haben sollte, fühlt sich mein Herz immer beengt, wenn ich nach einer weiten Reise meinen Fuß wieder auf französischen Boden setze.

In Frankreich erwarten mich die kleinen Feinde und der lange genährte Haß.

Wenn ich dagegen die Grenze Frankreichs überschritten habe, ist der Dichter in Wahrheit nur ein lebendiger Todter, der den Gerichten der Zukunft beiwohnt.

Frankreich, das sind die Zeitgenossen, nämlich der Neid.

Die Fremde, das ist die Vergangenheit, nämlich die Gerechtigkeit.

Warum ist dies doch so, da es so schön sein würde, wenn es anders wäre? Sagen Sie mir das, Herr von Malleville!

Ende.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.

Dumas, Alexandre,

Schriften Deutsch von Wilhelm Ludwig Wesché

Bd.: 181

Leipzig, Wien 1851